Carl Renatus Hausens
Allgemeine
Bibliothek
der Geschichte
und der
einheimischen Rechte
in Deutschland.

Des ersten Bandes vierter Theil.
Nebst einem Register.

Halle,
Gedruckt und verlegt von Joh. Jac. Curt, 1768.

Inhalt
des vierten Theils
der allgemeinen
Bibliothek der Geschichte
und der einheimischen Rechte
in Deutschland.

1) Lettres Familieres du President, de Montesquieu, Baron de la Brede à divers amis d'Italie à Rome 1767.

2) Histoire de l'etablissement des Moines Mendiants, &c. à Avignon 1767.

3) Christian Friedrich Sattlers Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Grafen. Erste Fortsetzung mit 189 Urkunden und einigen Kupfern bestärket. Tübingen 1767. 4.

4) Geschichte von Engelland von dem Einfalle des Julius Cåsar an bis auf die Thronbesteigung Heinrich des siebenden. Zweyter Band aus dem Englischen des David Hume. Breßlau und Leipzig 1767.

5) Abregé chronologique ou l'Histoire des decouvertes faites par les Europeens dans les differentes parties du monde par M. Iean Barrow, Auteur du dictionnaire Géographique traduit de l'Anglois par Mr. Targe XII tomes. à Paris 1766.

6) Neues Staatsgebåude. In drey Bůchern v. L. Leipzig 1767.

II. Kleine Schriften und Abhandlungen.

1) Denkmal des Herrn Johann Nicolaus Meinhard von Friedrich Just Riedel. Jena 1768.

2) Thesaurus epistolicus Gesnerianus colligit et prefatus est Christianus Adolphus Klotzius

Klotzius. Halae Magdeburgicae MDCCLXVIII.

3) Carl Renatus Hausens Versuch einer pragmatischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Halle 1766.

4) Classische Biographie, oder die Leben und Charaktere aller classischen Autoren aus dem Englischen übersetzt von Samuel Mursinna. Zwey Theile Halle 1768.

5) Ioannis Tobiae Carrach Programmata Iuridica. Halae Magdeb. MDCCLXVII.

6) Ehrengedächtniß des Herrn Christoph Andreas Mangold von Ernst Gottfried Baldinger. Jena 1767.

7) Johann Heinrich Christian von Selchow Grundriß einer pragmatischen Geschichte des Durchlauchtigsten Hauses Braunschweig-Lüneburg. Göttingen 1767.

8) Johann Jacob Rambach Gedanken über die Ruhmredigkeit des Cicero. Quedlinburg 1767.

9) M. Johann Georg Hagers geographischer Büchersaal. Des zweyten Bandes viertes Stück.

10) Die Verdienste des Hauses Nassau-Oranien um die Republik Holland von Johann Heinrich Els, Rector. Magdeburg 1767.

11) Reflexions sur les Affaires des dissidens en Pologne. à Varsovie 1767.

12) Allgemeines historisches Magazin, von D. Friedrich Eberhard Boysen. Erstes Stück Halle 1767.

13) Historia captiuitatis Philippi Magnanimi Hassiae Landgrauii &c. Auctore D. Lud. Godof. Mogen. Francofurti et Lipsiae MDCCLXVI.

14) Vermischte Nachrichten und Anmerkungen zur Erläuterung und Ergänzung der sächsischen besonders aber der eisenachischen Geschichte vierte Sammlung Eisenach 1768.

III. Ein Register über alle vier Theile dieses ersten Bandes.

Lettres Familieres du President, de Montesquieu, Baron de la Brede à divers amis D'Italie. à Rome 1767.

Der erhabene Platz, den grosse Staatsmänner und grosse Gelehrte, jene in der politischen, diese in der gelehrten Welt einnehmen, macht, daß beynahe alles, was man von ihnen bekommen kann, nützlich und wichtig ist. Jene, wenn ich mich so ausdrücken darf, stehen gleichsam auf einem hohen Berge, wo sie alle Reiche der Welt übersehen können; und diese haben gleichfalls einen so hohen Platz auf dem Parnaß, daß sie über tausend andere, die entweder erst nach einer so hohen Stufe klettern, oder noch am Fuß desselbigen stehen, hinweg schauen können. **Vertrauliche Briefe von einem Cicero**

und einem **Montesquieu** können merkwürdig und nützlich seyn; sollten wir auch nur in den Stand gesetzet werden, das Genie und den Charakter solcher Männer dadurch näher kennen zu lernen.

Die gegenwärtige Sammlung von **vertraulichen** Briefen des Herrn von **Montesquieu** entstund bey Gelegenheit einer Reise nach Italien, welche der Herausgeber dahin machte, und wo er mit verschiedenen Personen, die mit dem Presidenten in einer genauen Verbindung stunden, eine Bekandtschaft errichtet hatte. Er erhielt einige von diesen, und faßte den Entschluß, eine Sammlung davon zu machen. Zwar dachte Montesquieu, da er sie schriebe, nicht, daß man sie aufbehalten und bekannt machen würde. Dem ohnerachtet aber ist es wahr, was der Herausgeber sagt, daß man öfters interessante Sachen, merkwürdige Anekdoten, jene Züge eines aufgeklärten Geistes, jene Leichtigkeit und jene kühne und witzige Gedanken darinnen antrift, welche den Charakter der Werke dieses grossen Mannes ausmachen. Einige von diesen Briefen waren zwar unleserlich geschrieben und andere nicht gut aufbehalten worden; doch werden wir versichert, daß es nur wenige betrift, und keine wesentliche Veränderung darinnen ausmacht. Uebrigens fügt der H. hinzu, müssen wir uns an gewisse unvermeidliche Nachlässigkeiten darinnen nicht stossen: so wie man immer zufrieden ist, eine schöne Frau, die man sonst nur in ihrem Putz gesehen, auch bisweilen in einem nachlässigen Anzuge zu erblicken. Wir stimmen seinem Wunsch

bey,

bey, daß diese Sammlung diejenigen, welche von diesem berühmten Schriftsteller einige Briefe besitzen, zu einer gleichen Herausgabe ermuntern möchte, und bezeugen zugleich, daß wir seine Anmerkungen, eine einige, die das Gepräge der französischen Galanterie hat, ausgenommen, mit Vergnügen gelesen, und viel angenehmes und erläuterndes darinnen gefunden haben.

Ehe wir das merkwürdigste aus diesen Briefen anführen, wollen wir diejenigen Personen nahmhaft machen, an die sie geschrieben worden. Wir sehen dabey auf diejenigen, denen es daran liegt, sie näher kennen zu lernen, und versichern sie, daß sie diesen Zweck dabey werden erreichen können. Es sind folgende: 1) Herr **Cerati**, Prälat von dem toskanischen St. Stephansorden und Proveditor der Universität von Pisa. 2) Der Abt **Venuti**. 3) Der Abt und Graf **von Guasco** a). 4) Der Großprior **Solar**. 5) Der damalige **Prinz** des Prätendenten **Eduard**. 6) Die Gräfin von **Pontac**.

In dem zweyten Briefe an den Herrn Cerati lesen wir folgende Stelle: „Endlich ist Rom von „der tyrannischen Regierung von Benevent befreyet, und die Zügel des Pabstthums werden nicht „mehr durch so nichtswürdige Hände gehalten. „Alle diese Taugenichts und die heilige Maria an „ihrer Spitze, sind in die Strohhütten zurück ge-

a) und sein Herr Bruder, der im letztern Krieg, als commandirender österreichischer General der Infanterie und als Gefangener in Königsberg gestorben.

„kehret, worinnen sie geboren worden, um ihre „Befreundte von ihrem ehemaligen Stolz zu un„terhalten. Coscia wird nichts mehr für sich be„halten, als sein Geld, sein Podagra und die „Venus-Seuche. Man wird alle Beneventiner, „welche gestohlen haben, henken, damit die Pro„phezeyung über Benevent erfüllet werde: Vox „in rama audita est, Rachel plorans filios suos, „noluit consolari, quia non sunt. Gebet uns ei„nen Pabst, der ein Schwerdt hat wie der heilige „Paul (vielleicht Petrus), keinen Rosenkranz, wie „der heilige Dominicus, oder einen Bettelsack wie „der heilige Franciscus: Verlasset euren tödtlichen „Schlaf: Exoriare aliquis. Schämt ihr euch „nicht, uns diesen alten Stuhl des heiligen Petrus „mit einem verbrochenen Rücken, und ganz wurm„stichigt zu zeigen? Wollt ihr, daß man euern „Coffre, worinnen so viele geistliche Reichthümer „liegen, wie eine Büchse von Orvietan b) oder „Mithridat ansehe? Wahrhaftig, ihr machet ei„nen schönen Gebrauch von eurer Unfehlbarkeit, „ihr bedienet euch derselbigen, um zu beweisen, „daß das Buch des Quesnell nichts nütze ist, und „ihr bedienet euch derselbigen nicht, um auszuma„chen, daß die Forderungen des Kaisers auf Par„ma und Piacenza nichts gelten. Eure dreyfache „Krone

b) Ein zu Paris berühmt gewesenes Gegengift, das seinen Namen von einem von Orviette gebürtigen Menschen, Namens Levantin hatte, und dem der Pabst Urban VIII. durch eine Bulle im Jahre 1629. ein ausschliessendes Vorrecht, es zu verkaufen, gegeben.

„Krone gleicht jenem Lorbeerkranz, den der Cäsar „auf sein Haupt setzte, damit man nicht sehen möch„te, daß es kahl wäre.„ — Dieses schrieb er im Jahre 1730, also noch nicht alt, von London. Man siehet dabey, daß er damals die englische Freyheit athmete und diese mit der Freyheit seiner Kirche verband. -- An eben diesen, da er nach Paris kommen wollte, schrieb er: „Sie werden daselbst eine grosse „Menge verdienter Leute zu Fuß gehen, und den größ„ten Theil von Carossen voll von Taugenichts sehen.„

In dem zehnten Brief, schreibt er von einem berühmten Arzt, daß er das Reiten für eine so nützliche Sache für die Brust gehalten, daß er so gar auf dem Pferde gestorben.

Aus dem funfzehnten Brief sehen wir, daß wir vielleicht noch eine Geschichte Clemens des fünften, von dem berühmten Herrn Abt und Grasen von Guasco zu erwarten haben. Montesquieu erinnert ihn daran, und der Herausgeber sagt uns in einer Note, daß der schlechte Augenzustand des Herrn Grafen uns der Herausgabe dieses Werks, wovon er bereits der Academie des Inscriptions et B. L. das erste Buch vorgelesen, und welches den Wunsch nach der völligen Endigung desselben erreget, bisher beraubet habe.

In dem neunzehnten Brief fällt Montesquieu, aus Gelegenheit einer lächerlichen Begebenheit zu Toulouse, ein gerechtes und noch zu unsern Zeiten sich bestätigendes Urtheil von dieser Stadt. Es scheint, sagt er, daß man in dieser Stadt eben so schwärmerisch in der Politik ist, als in der Religion.

In dem zwanzigsten Brief sagt er von dem **Marquis von Loc-Maria.** „Paris ist von „der Gegenwart des beschwerlichsten Narren, und „der schrecklichsten Geissel, die ich in meinem Leben „gesehen habe, befreyet. Seine Reise nach Eng„land ließ mich 4 bis 5 Monat wieder Athem in „Paris schöpfen. Ich habe ihn blos den Tag vor „meiner Abreise gesprochen, um ihn auf ewig nicht „mehr zu sehen. Sie wissen, daß es der Mar„quis von Loc-Maria ist, von dem ich reden will, „und der wirklich alle diejenigen, die in der Hölle, im „Fegfeuer und im Paradiese sind, verdrießlich „macht.

Aus dem sechs und zwanzigsten Brief sehen wir, daß wir von dem Herrn von Montesquieu eine Geschichte Ludwig des eilften (dieses wegen seinem Leben und Ende so merkwürdigen Königes, erhalten hätten, wo uns nicht ein unglücklicher Zufall derselben beraubet hätte.

In dem sechs und zwanzigsten Brief sagt er von dem Prinzen von Beauvau. „Seyn Sie „versichert, daß mehr Stoff in **ihm** ist, als man „nicht braucht, um einen grossen Mann daraus zu „bilden. Ich gebe mir äusserst Mühe, diejenigen „Leute zu kennen und zu errathen, die sich dereinst „berühmt machen werden, und ich habe mich dar„innen noch nicht viel betrogen„. In eben diesem Brief befindet sich eine scherzhafte Stelle, die den Abt Guasco, welcher vorher die Galanterien des französischen Franzimmers nicht glauben wollte, betrift.

betrift. „Der Abt von Guasco, heißt es, kommt von seiner Reise nach Laguedoc und der Provence zurück; sie haben ihn als einen guten Mann gekannt, nun aber hat er sich wie **David** und **Salomon** vergangen. Der Prinz von Würtemberg (Ludwig) hat mir gesagt, daß er ein und zwanzig Frauen auf seinem Papier stehen habe; er sagt, er wolle lieber, daß man ihm **ein und zwanzig** als nur **eine** gebe, und er kann recht haben. Mitten aber unter seiner herumirrenden Galanterie unterläßt er nicht, die Preise der Academie von Paris zu erhalten.

Der sieben und zwanzigste Brief, ist an den damaligen Prinzen des Prätendenten **Carl Eduard** gerichtet, der ihm sein **Manifest** geschickt, und dafür seine Werke begehret hatte, weil, sagt er, unter Schriftstellern ein Briefwechsel und Verbindung seyn muß. **Montesquieu** schriebe ihm: Monseigneur, ich habe anfangs geglaubt, man würde meine Freyheit, wodurch ich Ihnen mein Werk geschickt hätte, als eine Eitelkeit ansehen; aber wem anders soll ich die römischen Helden darstellen, als dem, durch den sie wieder leben?

In dem acht und zwanzigsten Brief bezeuget er seine Empfindlichkeit über die Lobsprüche, die ihm fast jedermann und besonders der Groß-Prior von Solar, wegen seinem Esprit des loix gab, und fährt also fort: Es ist wahr, der Gegenstand desselbigen ist schön und groß; ich habe Ursache zu befürchten, daß es nicht grösser gewesen ist, als ich.

Ich kann sagen, daß ich mein ganzes Leben hindurch daran gearbeitet habe. Nachdem ich das Collegium verließ, so gab man mir Bücher von dem Rechte in die Hand; ich suchte den Geist davon: ich habe mir Mühe gegeben, und nichts gethan, das dieser Mühe werth wäre. Schon vor zwanzig Jahren habe ich meine Grundsätze entdecket; sie sind sehr einfach. Ein anderer als ich, der eben so lange daran gearbeitet hätte, würde etwas besseres geleistet haben. Aber ich muß gestehen, ich glaubte, dieses Buch würde mir das Leben kosten; ich werde mich zur Ruhe begeben und nichts mehr ausarbeiten. So schrieb er im Jahre 1749. Aus einem im Jahre 1754. geschriebenen Brief aber siehet man, daß er einen Roman Arsaces betitelt, geschrieben, und aus einem andern, daß er seine Reisen herausgeben wollte. Wie gerne siehet man es, wenn Schriftsteller, wie **Montesquieu**, in solchen Fällen ihr Wort nicht halten! Dieser Roman fügt der Herausgeber hinzu ist nach seinem Tode nicht heraus gegeben worden, und das Manuscript davon befindet sich noch in den Händen seines Sohnes. Die **gesunde Staatskunst**, womit dieses Buch angefüllet ist, verlieret bey dieser Zurückhaltung vielleicht eben so viel, als die eheliche Liebe, die den Haupt-Inhalt desselbigen ausmacht. — Wie sehr wäre zu wünschen, daß der Herr von Secondat, dieses Geschenk unsern heutigen Prinzen machte. Würde man nicht hoffen dürfen, daß es den Eindruck des Belisaire, den sie in Händen haben, erweitern würde?

In

In dem ein und dreyßigsten Brief sagt Montesquieu. „Der Herr von **Maupertuis**, welcher in seinem ganzen Leben geglaubt und vielleicht auch erwiesen hat, daß er nicht glücklich wäre, hat eine kleine Schrift über das Glück geschrieben u. s. w.

In dem drey und dreyßigsten Brief wünscht er dem Herrn Abt von Guasco Glück, daß der König von England das, was er über dieses Reich gesagt; gebührend gebilliget habe. Ach, fügt er hinzu, ich darf mir keinen so hohen Beyfall versprechen, und die Könige sind vielleicht die letzten die mich lesen werden. Vielleicht werden sie mich auch gar nicht lesen. Doch weiß ich, daß einer in der Welt ist, der mich gelesen hat; und der Herr von **Maupertuis** schrieb mir, daß er Sachen darinnen gefunden hätte, wo er nicht meiner Meinung wäre. Ich will gleichfalls sagen, daß der Herzog von Savoyen mein Buch zum zweyten mal zu lesen angefangen hat.

In dem zwey und vierzigsten Briefe redet Montesquieu von einer neuen Ausgabe seiner persanischen Briefe. Er gestehet, daß einige jugendliche Sachen darinnen sind, und sagt deswegen, daß er sie verbessern wolle; ohnerachtet ein Türk, als Türk denken und reden müsse, und nicht als ein Christ; eine Sache, auf welche viele bey Lesung seiner persanischen Briefe nicht merketen. Der Herausgeber merket hier in einer Anmerkung an, daß er zu einigen Freunden gesagt habe, wenn

er jetzt erst seine Briefe heraus geben sollte, so würde er einige davon weglassen, in welchen ihn das Jugend-Feuer dahin gerissen hätte. Sein Vater hätte ihn genöthiget, den ganzen Tag über dem Codex zu sitzen, worüber er des Abends so ermüdet gewesen sey, daß er, um sich eine belustigende Erholung zu verschaffen, einen persanischen Brief verfertiget hätte, und daß ihm dieses, ohne Mühe, aus der Feder geflossen. — In eben diesem Brief kommt ein Zug von seiner Denkungsart gegen die Deutschen vor. Die Deutschen sind gute Leute, sagt er, aber ein wenig argwöhnisch. Nehmen Sie (es ist der Herr Abt Guasco) sich in Acht, sie trauen den Italiänern, als Leuten, welche für sie allzu fein sind, nicht. Doch wissen sie, daß sie ihnen nicht unnützlich sind, und sind allzu weise, um sich ihrer zu entschlagen.

In dem ein und funfzigsten Brief lobte er den Vorschlag und den Plan einer Abhandlung über die Statuen, den ihm sein Freund, der bemeldte Herr Abt von Guasco geschickt hatte. Der Herausgeber sagt, daß dieses Werk bereits gänzlich verfertiget sey, und nur abgeschrieben werden müsse, um gedruckt werden zu können. Man sage, daß man eben so viel Philosophie als Gelehrsamkeit darinnen antreffe.

Der sechs und funfzigste Brief ist ein Zeuge seines guten Herzens. Er hatte einen Streit mit dem Herrn von Mairan wegen China gehabt und befürchtete allzuviele Lebhaftigkeit gegen ihn dabey gezeigt

zeigt zu haben. Ich würde verzweifeln, sagt er, wenn ich diesen vortreflichen Mann beleidiget hätte. Er bittet daher seinen Freund, ihn gelegentlich zu erforschen, ob er dasjenige, was er gesagt, übel aufnehme? Ich werde mich so gegen ihn bezeugen, setzt er hinzu, daß er von der Achtung, die ich gegen sein Verdienst und seine Freundschaft hege, überzeuget werden soll. Der Herausgeber füget bey, daß Montesquieu bey Erscheinung der Reise des Admirals **Anson** ausgerufen habe. — O! ich habe es immer gesagt, daß die Chineser keine so ehrliche Leute sind, als die **erbaulichen** Briefe aus ihnen machen wollten.

In dem neun und funfzigsten Brief schreibt er: Ich sehe, daß unsere Akademie sich in eine Gesellschaft von Freymäurern verwandelt, ausgenommen, daß man darinnen nicht trinkt noch singt. Aber man bauet doch darinnen, und der Herr von Tourny ist unser König **Hiram**, der uns die Handwerksleute hergeben wird: aber ich zweifle, ob er uns auch die Cedern verschaft.

Der sechzigste Brief ist von der Herzogin von Aiguillon an den Herrn Abt von Guasco und meldet ihm den Todesfall des Herrn von Montesquieu, woran sie allen Antheil nimmt. Sie meldet uns zugleich, daß der König (der sich während seiner Krankheit durch einen Herrn vom Hofe nach seinen Umständen erkundigen ließ) öffentlich gesagt habe, daß dieses ein Mann gewesen sey, dessen Platz man ohnmöglich wieder besetzen könnte. Die Herzogin

zogin von Aiguillon, stund ihm bis auf den Augenblick, worinnen er seinen Verstand verlor, achtzehen Stunden vor seinem Tode, bey. Der Herausgeber sagt uns, von was für einer Wichtigkeit diese Freundschaft gegen den Sterbenden und vielleicht gegen die gelehrte Welt gewesen sey. Man hat erfahren, heißt es in seiner Anmerkung, daß während diese Herzogin zu Nacht speisete, der P. **Roth**, ein irrländischer Jesuite, der ihn Beichte gehöret hatte, gekommen sey, und da er ihn allein mit seinem Secretair angetroffen, diesen hinaus gehen heissen, und sich mit ihm allein verschlossen. Als die Herzogin alsbald nach dem Abendessen zurück gekommen war, so fand sie den Secretair in dem Vorzimmer, der ihr sagte, daß ihn der P. **Roth** hätte heraus gehen heissen, weil er ganz allein mit dem Herrn Presidenten reden wollte. Da sie sich der Thür näherte, so hörete sie die Stimme des Kranken, der mit einiger Hitze redte. Sie klopfte an, und der Jesuit eröfnete die Thür. **Warum plagen sie diesen sterbenden Mann**, war ihre Anrede an ihn? Der Herr von Montesquieu ergrif alsdenn das Wort selbst, und sagte: **Sehen Sie hier, Madame, den P. Roth, der mich gern dahin bringen möchte, daß ich ihm den Schlüssel zu meinen schriftlichen Sachen geben sollte, um sie mit sich nehmen zu können.** Die Herzogin gab dem Beichtvater einen Verweiß wegen dieser Gewaltthätigkeit, der sich aber entschuldigte und sagte: **Madame, ich muß meinen Obern gehor-**

chen.

chen. Er wurde fortgeschickt ohne was zu erhalten. — Wären doch die Jesuiten noch vor dem Tode des Montesquieu aus Frankreich vertrieben worden! Montesquieu verdienet es, daß man ihm dieses wünschet.

Die letztern zween Briefe in dieser Sammlung sind von seinem würdigen Sohn, dem H. Baron von Secondat. Der Inhalt derselbigen betrift ein marmornes Brustbild, das einige Glieder der Akademie von Bourdeaux und einige seiner Freunde, seinem vortreflichen Vater wollten errichten lassen. Allein der Prinz von **Beauvau** kam ihnen, nachdem er zum Mitglied dieser Akademie erwählet worden, zuvor, und bat die Akademie, daß sie darein willigen möchte, dieses Brustbild, wenn es verfertiget wäre, in ihren Versammlungssaal stellen zu lassen, welches sie auch mit vieler Erkenntlichkeit bewilligte. — Die Nachkommenschaft wird also durch dieses Denkmal sehen können, daß unsere Zeiten nicht nur einen **Montesquieu** hervor gebracht, sondern auch zu ehren gewußt haben!

In Absicht derjenigen, welche sich etwa diese Sammlung von Briefen kaufen wollten, merken wir hier an, daß noch eine neuere und vollständigere Auflage dieser Briefe, als die von uns angezeigte, heraus gekommen ist. Sie hat den Titel: Lettres familieres de Mr. le Pres. de Montesq. nouvelle edition augmentée de plusieurs lettres et autres ouvrages du même Auteur, qui ne se trouvent point dans les editions précédentes.

A Flo-

A Florence, et ſe trouvent à Paris, chez Durand, neveu, 1767. Aus der Ankündigung dieſer neuen Auflage in dem Iournal encyclopedique ſiehet man zugleich, daß die vor uns angeführte, unter der Aufſicht des Herrn Abts von Guasco, dieſes vertrauten Freundes des Herrn von Montesquieu, iſt verfertiget worden. In dieſer neuern Auflage von Florenz hat man einige Anmerkungen von eben dieſem Gelehrten weggelaſſen, diejenigen aber, die niemanden perſönlich beleidigen, ſtehen laſſen. Es kommt darauf an, ob diejenige, die den Jeſuiten Roth betraf, auch unter die Beleidigenden gerechnet wird, und alsdenn wäre uns die Weglaſſung derſelben nicht angenehm. Man hat auch neue, um den Text zu erläutern, beygefügt. Da wir dieſe Auflage nicht in Händen haben, ſo kommt es darauf an, was hinweg gelaſſen worden, ob es blos wegen einigen noch lebenden Perſonen geſchehen, bey welcher Gefälligkeit das Publicum verlieren könnte, und ob dasjenige, womit man dieſe Auflage vermehret, die Weglaſſung erſetzet.

B.

Histoire de l'etablissement des Moines Mendiants, où on traite de l'origine des Moines, de leur premiere ferveur, de leur relachement, de leur Decadence, de leurs differentes Reformes jusqu' à S. Dominique et S. François. Des progrès rapides des deux Ordres que ces Saincts établirent, du relâchement qu'ils occasionerent dans la Discipline et des troubles qu'ils ont causés dans l'Eglise et dans l'Etat. A. Avignon (wenigstens dem Titelblatte nach) aux depens des Libraires associés. 1767.

Zu einer genauen Kenntniß des menschlichen Geschlechts gehöret vornemlich auch eine zuverlässige Kenntniß der Gesellschaften, Stände und Beschäftigungen, die man unter den Gliedern desselbigen antrift. In dieser Betrachtung muß man daher eben sowol eine Geschichte der Seeräuber oder auch eine Geschichte der **Bettelmönche** haben, als eine Geschichte der Perser oder der Römer.

Was die **Mönche** anbetrift, so kann man leicht vermuthen, daß man in demjenigen Jahrhundert, wo selbst Glieder der römischen Kirche die Unnützlichkeit, oder vielmehr die Schädlichkeit der

der Mönche lebhaft einsehen, auf diese Leute, welche dem menschlichen Geschlecht so viele Bürger entziehen, in einem Mannsalter mit ihrer ganzen Nachkommenschaft verschwinden, essen und nichts schaffen, und daher, wie Herr Prof. Schröckh sie nennet, wirklich Heuschrecken der römischen Kirche sind — daß man, sage ich, auf diese Leute ein genaues Augenmerk richten, und sie denenjenigen, die am Ruder des Staats sitzen, in ihrer wahren Gestalt und Verhältniß zeigen wird.

Der Verfasser obiger Schrift giebt uns ein sehr gutes Gemählde von ihnen. Ausgenommen, daß wir gewünschet hätten, daß er mehr Beweise angeführet, hier und da seine philosophischen Einsichten über den Aberglauben hätte siegen lassen. Ausserdem glauben wir, man müsse die Mönchsorden nicht blos nach denen vom vierten Jahrhundert reformiren, sondern sie gar aufheben; ausser einigen andern Stücken aber, die wir anführen werden, sind wir sehr wohl mit ihm zufrieden, und versichern unsere Leser, daß sie es nicht reuen wird, wenn sie das Buch selbst lesen. Ohnerachtet er den Inhalt seines Buchs aus andern und besonders dem Fleury, zusammengetragen; so giebt er ihm doch durch die Art seiner Erzählung, und durch die eingemischten meistens artigen und glücklichen Gedanken eine neue Gestalt, und man siehet immer, daß er ein Mann vom Geschmack und kein nicht denkender Sammler gewesen.

In der Vorrede redet er von den verschiedenen Arten, wie man die Mönchsorden angesehen hat. Einige sagt er, gerühret von der Heiligkeit ihrer Stifter und von dem Eifer ihrer ersten Schüler haben sie als Leute angesehen, die vom Himmel gesandt worden, um den Geist der apostolischen Zeiten in der Kirche wieder herzustellen: Andere hingegen durchdrungen von der Nachlassung ihrer Nachfolger, und dem Verderben, das sie im Staat und in der Kirche angerichtet haben, massen ihnen alles dasjenige bey, was der Geist der Zeit, die Barbarey und die Unwissenheit mangelhaftes in der Kirche und in der Gesellschaft eingeführet hatten. Aus dieser verschiedenen Betrachtung entstunden die Vorurtheile und das verschiedene Betragen gegen sie. Ein Theil von den europäischen Nationen, hat sie auf ewig verbannt (**und wie augenscheinlich war der Nutzen!**) bey andern herrschen sie mit einem solchen Despotismus, daß es Güter und Leben kostet, wenn man sie nicht mit der von ihnen erforderten Unterthänigkeit ehret; bey einigen endlich haben sie nur noch einen gewissen Grad von Achtung, den sie sich blos durch die schwachen Ueberbleibsel ihrer Vorfahren erworben haben. Um dieses noch näher einzusehen, verweißt uns der Verfasser auf sein Buch, und verspricht sich darinnen nicht nur von allen denjenigen, welche nicht durch Vorurtheile und Eigennutz geblendet sind, Beyfall, sondern hoft auch, daß man die Bestreitung solcher Miß-

bräuche, welche die Religion und die Gesetze verdammen, nicht als eine Bestreitung der Religion selbst ansehen werde.

Das Buch selbst ist in zwölf Capitel eingetheilet, wovon wir den Inhalt hier geben wollen.

In dem ersten Capitel redet der Verfasser von dem Ursprunge der Mönche überhaupt, und setzt ihn mit dem Hieronymus und andern auf den Frieden des Constantins, unter welchen der heilige Antonius diejenigen, die wegen Verfolgung in die Wüste geflohen waren, sammlete, und eine Gemeinschaft aus ihnen errichtete. Diese und die folgenden, wodurch ihre Anzahl vermehret wurde, waren von den Layen in nichts unterschieden, und hingen gänzlich von den Bischöfen ab. Denn man glaubte, sagt der Verfasser, in diesen Zeiten noch nicht, daß es eine Gesellschaft geben könne, welche sich von denenjenigen, über welche sie die Sorge übernommen, absondern könnte. Er fügt noch einige bekannte Sachen bey. Z. E. Daß sie sich in kurzer Zeit allein in der Wüste Thebais bis auf 5000 vermehret haben.

In dem zweyten Capitel suchet der Verfasser ungefähr wie Fleury, durch eine unrichtige Ausdehnung und Anwendung der Stelle Matth. 19, 29. zu zeigen, daß der Mönchsstand von einer göttlichen Errichtung sey, und redet alsdenn 1) **Von den Bewegungsgründen der ersten Mönche**, diesen Stand zu erwählen, welcher in

einer wahren und gänzlichen Absagung der Welt bestund, nicht so wie in unsern Zeiten, wo sich nach dem Sprachgebrauch der Mönche in die Einsamkeit zu begeben, nichts anders ist, als einigen wenigen Bequemlichkeiten abzusagen, um in Klöstern, welche die abergläubische Frömmigkeit bereichert hat, von aller Unruh entfernte Tage zuzubringen, Erben und Familien durch die eigennützig gelenkte Frömmigkeit eines Sterbenden um ihre Güter zu bringen, sondern wo sie in fürchterlichen unfruchtbaren Wüsten lebten; 2) **Von ihrer Hände Arbeit**, kraft deren sie die Erde, wo es sich thun liesse, anbaueten, Körbe, Papier u. d. gl. verfertigten, und überhaupt dem Befehl Pauli, wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen, nach dem Buchstaben verstunden, (wenn man dieses heutzutage in den Klöstern vollziehen wollte, welche Revolutionen würde es geben!) 3) **Von ihrer Nahrung**, welche sehr mäßig und zu ihrer Lebensart weit dienlicher war, als die Nahrungsart unserer heutigen Mönche, die sich wegen der Enthaltung von einigen Speisen so sehr schadlos zu halten wissen. Man war daher weder genöthiget noch gewohnt, das Fleisch mit einem härenen Rock oder Geisel zu züchtigen, wenn es sich wider den Geist empörte; 4) **Von ihrem Gebet**, welches sie zweymal in 24 Stunden, Abends und Mitternachts verrichteten, und sich nicht mit gewissen frommscheinenden Kleinigkeiten abgaben, welche die Menschen nicht bessern, sondern, da sie so wenig kosten, nur noch

mehr verschlimmern; 5) **Von ihrer Abneigung Proselyten zu machen**, wodurch diejenigen, die in ihren Stand treten wollten, mit Härtigkeit abgewiesen, und erst nach vieler Standhaftigkeit, Seufzern und Thränen aufgenommen wurden. Ein solcher Beruf, fügt der Verfasser hinzu, war standhaft, und man sahe daher nicht jene ärgerliche Rückkehr zur Welt, die in unsern Tagen so oft das Gelächter und die Verachtung der Weltmenschen erregt.

Das dritte Capitel handelt von den Mönchen im Occident. Der heilige Martin verläßt die kayserlichen Dienste, und errichtet zu Mayland ein Kloster, geht, da er von da verjagt wird, nach einen anderwärtigen Aufenthalt, endlich nach Poitiers und stiftet das berühmte Kloster von Marmotiers, welches man deswegen als die Wiege aller andern ansehen kann, weil er seine Regel allda vollkommen gemacht, und das priesterliche Leben mit dem Mönchsstande verbunden hat. Die Mönche mehreten sich, und lebten gegen 200 Jahre ganz ruhig, bis die Barbaren das römische Reich überzogen, es umstürzten, zugleich die Klöster zerstörten, und (welches eben nicht der größte Schade ist, den sie anrichteten) die Mönche zerstreuten. Man weiß, daß der heilige Benedict den Mönchsstand wieder herstellte, der auch wirklich wieder gegen zwey Jahrhundert blühete. Allein nach dieser Zeit beschäftigten sie sich mehr mit dem Zeitlichen, wurden reich, in ihren Sitten

ten verderbt, und lebten auf diese Art unter mancherley Schicksalen bis auf Carln den Grossen hin, durch dessen und seines Nachfolgers Sorgfalt sie eine neue, aus den vorigen gesammlete Regel von dem heiligen Benedict von Aniana bekamen. Allein die Aufrichtung der Lehnsherrschaft von den Barbaren hatte auch auf sie einen Einfluß, machte, daß sie eigentlich Herrn von liegenden Gütern wurden; im Parlament und neben den Bischöfen Sitze bekamen, ihre Vasallen zur Armee und in den Krieg führeten, aber auch, daß sie endlich so faul und unwissend wurden, daß man zu Ende des neunten Jahrhunderts in den Klöstern kaum einen Mönch fand, der seine Regel lesen konnte. Die Verbesserungen, die einige Aebte des Klosters zu Cluny mit ihnen vornahmen, stiftete zwar einigen Nutzen, unterdrückte aber die Haupthindernisse nicht: noch immer blieben sie reich, faul und verderbt: sie beteten zwar mehrere öffentliche Gebeter, allein sie hielten dieses für ihre einzige Bestimmung, die sie nicht hinderte, daß sie nicht stolz wurden, andere verachteten, lange und kostbare Mahlzeiten hielten, sich in feine und kostbare Zeuge kleideten, und daß ihre Aebte mit grosser Pracht und vielen Pferden einherzogen. Diese Mißbräuche wurden noch vermehret, da sie der Pabst von dem Staate, der sie bereicherte, und den Bischöfen, die sie regieren und unterrichten sollten, unabhängig machte. Um ein bequemes Leben führen zu können, suchten sie das Priesterthum, schoben alle Arbeit auf die im Jahre 1040. unter ihnen eingeführte Brüder,

die sie hochmüthig behandelten, und mißbrauchten sogar die Wissenschaften zu ihren Absichten. Sie legten sich hauptsächlich auf das canonische und bürgerliche Recht, und auf die Arzneykunst, zwo sehr ergiebige Quellen, die sie, zu ihrem Endzweck so gut, und also so ungerecht zu benutzen wußten, daß die Kirchenversammlungen von Rheims im Jahre 1131, von Latran 1139. und von Tours 1163. genöthiget waren sie ihnen zu verbieten. (Hätte nicht Roußeau aus diesem und aus der jesuitischen Unterrichtung der Jugend einen Beweiß wider den Nutzen der Wissenschaften nehmen können!)

Das vierte Capitel handelt von der Kirchenzucht des 9ten Jahrhunderts; von den falschen Decretalien, deren sich die Päbste zur Unterdrückung der weltlichen Fürsten, und zu ihrer eigenen Vergrösserung bedieneten, und welche die Mönche aus Erkänntlichkeit geltend zu machen suchten; von den Excommunicationen, die den Mönchen anvertrauet wurden, und welche jenem fürchterlichen Gerichte den Ursprung gaben, das sich den Gott des Friedens und der Barmherzigkeit angenehm zu machen glaubt, indem es ihm menschliche, mit dem Blut seines Sohns erkaufte Schlachtopfer darbietet, -- von der Inquisition.

Das fünfte Capitel handelt hauptsächlich von dem heiligen Dominicus, diesem Mann, dessen Andenken dem menschlichen Geschlecht so betrübt und so beschämend seyn muß, und von der Errichtung seines Ordens, womit er den Mönchenstand

ver-

vermehret und die Kirche und den Staat verwirrt hat. Das größte Hinderniß war freylich das weise Verbot der Kirchenversammlung von Latran, neue Orden zu errichten; und Schade, daß ihm dasselbe übersteiglich war. Man empfand, sagt der Verfasser mit dem Fleury, daß es moralisch unmöglich sey, daß ein Orden den andern so hoch schätzen, als sich selbst, und daß nicht ein jeder blos sich Reichthümer und Ansehen zu verschaffen suchen sollte. Eine Wahrheit, welche die ärgerlichen Streitigkeiten und Processe unter ihnen zur Gnüge bewiesen. Allein der Krieg wider die Albigenser, der, wie überhaupt alle diejenigen, die man für den Glauben und die Ehre Gottes unternommen, grausam war; die von dem Dominicus nach dem Tode des Bischofs von Osma erhaltene Anführung dabey; einige sogenannte Wunder und wunderbare Gesichter; eigentlich aber der Nutzen, den der Pabst davon hofte, machten, daß er seine Absichten erreichte, und einen neuen Orden errichtete. Er hatte das Vergnügen, daß er ihn bald vermehret und mächtig sahe. Bereits im Jahre 1220. zählte man 200 Häuser dieses Ordens. Die äusserliche Demuth, die sie annahmen; die Entsagung liegender Güter und beständiger Einkünfte und die freywillige Armuth, die sie nach dem Beyspiele der Franciscaner erwählten, waren, wie es die Erfahrung wies, ein sicheres Mittel, sich überall einzuschleichen, alles zu erfahren, sich zuerst nützlich und alsdenn nöthig zu machen, und sich durch ihre äusserliche Demuth

und anscheinende Uneigennützigkeit ein weit grösseres Ansehen zu verschaffen, als uns Reichthümer und Ehrenstellen gewähren. Ihr Hauptgeschäfte war, Ketzer zu bekehren. Allein welch eine Verschiedenheit von der Bekehrungsart der Apostel! Anstatt daß diese durch Ueberzeugung und Wunder bekehrten, suchten sie es durch Scheiterhaufen und Leibesstrafen zu thun.

Das sechste Capitel beschäftiget sich mit dem heiligen Franciscus. Der Verfasser scheint ein besserer Freund von diesem Ordensstifter als von dem vorigen zu seyn. Ohne daß er den **Alcoran der Barfüßermönche**, welche **Erasmus Alber** im Jahr 1531. verfertiget haben soll, und wovon wir hier auch etwas vermuthet hätten, ohne dieses Buch zu Rath zu ziehen, das ihm verdächtig scheinen mußte, so hätte er nur das Leben des heiligen Franciscus von dem heiligen **Bonaventura** erwägen dürfen, um überzeugt zu werden, daß Franciscus eben nicht lauter lobenswürdige Thaten verrichtet hat. In der That, was muß man von einem Mann denken, der sich vor seinem Vater und einem Bischof bis auf das Hemde nackend ausgekleidet; der, um die Lüste des Fleisches zu dämpfen, sich nackend in den Schnee geworfen, sieben Schneeballen gemacht und an seinen **äusserlichen Menschen** folgende erbärmliche Rede gehalten: Der größte von diesen Ballen ist deine Frau, die vier andern sind deine zween Söhne und Töchter, die zwey übrigen sind dein Bedienter und deine Magd. Eile um sie anzukleiden,

den, sonst sterben sie für Kälte. Wenn dir aber die grosse Verlegenheit, in welche sie dich setzen, allzuviele Mühe macht, so wende alle deine Sorge allein auf Gott. Man füge zu diesem noch hinzu, daß er die Schwalben und Heuschrecken seine Schwestern, und junge Hasen seine Brüder, vielleicht ist dieses noch der beste und richtigste Gedanke, nannte, und ich frage alsdenn, ob dieß nicht einen thörichten und lächerlichen Schwärmer verrathe? Allein der Verfasser verschweigt dieses, so wie auch das verdächtige Vorgeben, daß ihm Christus seine fünf Wunden eingedrückt habe. Im Gegentheil redet der Verfasser nur von seiner übertriebenen Demuth und Liebe, wodurch er die Wunden der Aussätzigen geküßt und verbunden; von seiner freywilligen Armuth und der grossen Hochachtung, die man ihm erwiesen. Wenn er in eine Stadt kam, so läutete man die Glocken, die Geistlichkeit und das Volk empfieng ihn mit Zweigen in der Hand: man bemühete sich äusserst seine Kleider zu berühren, seine Fußstapfen oder gar, welches das größte Glück war, seine Hände und Füsse zu küssen. Er aber schob alle Ehre auf Gott zurück, und prieß ihn, daß er sichs gefallen liesse, in der schlechtesten Creatur also geehret zu werden. -- Kein Wunder, wenn solche Jahrhunderte Schwärmer hervorbrachten. So günstig übrigens der Verfasser dem Franciscus ist, so unterläßt er doch nicht wegen seinem neuerrichteten Orden mit dem Fleury anzumerken, daß es weit nützlicher gewesen wäre, wenn man,

statt solche neue Schwärmer von Mönchen in die Kirche einzuführen, die alte Kirchenzucht hergestellet, und den Unordnungen abgeholfen hätte. Allein da man dieses von der unwissenden und wollüstigen Geistlichkeit nicht erwarten konnte, so glaubte man, daß man von den Schülern des Franciscus, Leuten, welche allem Reichthum entsagten, arm gekleidet waren, und ein hartes Leben führeten, Gegenmittel dawider erwarten könnte. Man nahm sie daher wohl auf, ermunterte sie, gab ihnen grosse Vorrechte, und machte sie blos von dem Pabste und ihren Vorstehern abhängig, ein Fehler, der grössere Mißbräuche erregte, als man vertilgen wollte. Sein Orden hatte anfangs, wie alle andere, einen geringen Anfang. Ihre Wohnung war eine schlechte Hütte, woraus sie wechselsweise ausgiengen, und die Menschen zur Busse ermahneten. Bald mehreten sie sich, erhielten eine Kirche, machten sie zu ihrer Wohnung und erstem Haus ihres Ordens, konnten bald mehrere errichten und wurden endlich, nachdem ihnen ihr Stifter das Predigeramt übertragen, in grosser Anzahl nach Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland verschickt. Ausser diesen machte der heilige Franciscus eine artige Dame zu seiner Nachahmerin, die heilige Clara.

In dem siebenden Capitel redet der Verfasser von der Verbindung des **Dominicus** und **Franciscus**. Der Leser erwarte hier aber nichts von dem Vorgeben, daß ersterer dem letztern seine

Wun-

Wunden-Merkmale, wegen einer entstandenen Streitigkeit, mit einem Spieß gemacht habe. Diese beyde Heilige werden in der besten Harmonie fürgestellet. Dominicus wollte es gar so weit treiben, daß er seinen Orden mit dem Orden des Franciscus vereinigen wollte, welches aber dieser deswegen abschlug, damit derjenige, dem die Härte seines Ordens nicht gefiele, den Orden des Dominicus ergreifen könnte. Der Cardinal Hugolin wollte ihren Schülern die Ehrenstellen eröffnen, welches aber diese beyde Heilige als eine für ihre Orden höchst gefährliche Sache verbaten. Franciscus hielt das erste Generalcapitel zu Aßisi, welches die grosse, ungefähr auf 5000 Glieder sich belaufende Anzahl seiner Schüler; der Eifer des Adels, der Geistlichkeit, und des Volks von den umherliegenden und entfernten Städten; die im Namen Gottes von ihm vereitelte Versuche seiner Schüler, ihm als einem Ungelehrten das Amt eines Generals aus den Händen zu winden; seine Rede an sie und den Cardinal; die grosse Hochachtung, die er für die Geistlichkeit hatte, und auch seinen Schülern höchstens empfahl; merkwürdig machte.

Das achte, und unter den bisherigen das wichtigste, Capitel, enthält die denen Mönchen ertheilte Vorrechte und die daraus entstandenen Mißbräuche. Beyde waren sehr groß, und die letztern, so groß auch die erstern waren, noch grösser. Bald nach dem Tode ihrer Stifter arbeiteten diese Mönche an ihrer Grösse. Sie bemüheten sich überall

mit

mit den Priestern gleiche Rechte auszuüben. Sie errichteten in ihren Kirchen Glocken, hielten das heilige Amt während dem Gottesdienst der Priester, höreten Beichte, ertheileten Gewinnsts halber leichtlich Absolution, und reichen Leuten Begräbnisse bey ihnen, und brachten es durch alles dieses so weit, daß alles blos ihnen zulief, und die Gottesdienste der Priester leer blieben. Tausend Unordnungen ensprungen hieraus. Da man so leicht Absolution erhalten konnte, und wegen einer ordentlichen Sündentaxe ein jeder wußte, wie er seine Sünden bezahlen mußte, da man auch durchaus ein grosser Bösewicht seyn mußte, um Sünden, die sie **tödtlich** nannten, zu begehen, so entstund daraus das größte Verderben in den Sitten und der Gesellschaft. Was für ein deutlicher Beweiß hievon sind die Bücher der damaligen gewissenlosen Casuisten? Zwar suchten die Priester und Bischöfe der gränzenlosen Macht der Mönche sich zu widersetzen. Allein da der weltliche Arm, aus Furcht des Bannstrahls, sich nicht darwider setzte, und die Mönche von dem damaligen Pabst Gregorius dem neunten zwo für sie vortheilhafte Bullen erhielten, so triumphirten sie bald wieder, trieben ihre Unverschämtheit gegen jene aufs höchste, schmälerten ihre Rechte, erhöheten durch Ausbreitung der Decretalien, um die Bischöfe herunter zu setzen, die Gewalt des Pabsts, lehreten schädliche, und der Ruhe der Staaten nachtheilige Grundsätze, und verschaften sich dennoch dabey ein solches Ansehen, daß alle diejenigen,

welche

welche an den Machtsprüchen dieser neuen Gesetzgeber nur im geringsten zweifelten, als Verbrecher angesehen und bestraft wurden. So grosse Uebel richteten sie an, und so ein ehrgeitziges und verderbtes Herz bedeckte der härene Rock! - - - Nichts kann uns von der Wahrheit ihres verderbten Zustandes mehr überzeugen, als der Brief ihres eigenen Generals, des heiligen **Bonaventura.** Ueberzeugt von den Unordnungen seiner ausgearteten Brüder, die er bey einer allgemeinen Visitation derselben selbst einsahe, schrieb er an die übrigen Vorgesetzten derselben und beschwerte sich bitterlich, theils über ihre Begierde, sich in alle Staatssachen und Heimlichkeiten zu mischen; theils über den grossen Müssiggang; theils über ihr herumirrendes, unordentliches und wollüstiges Leben; theils über ihre Unverschämtheit, mit welcher sie denjenigen, die ihnen begegneten, (beynahe wie höfliche Räuber) Allmosen abdrangen. Diese Unordnungen, die man bereits vierzig Jahr nach ihrer Errichtung unter ihnen sahe, können uns eine weite Aussicht auf die folgenden Zeiten geben, Zeiten, worinnen sie immer mehr verderbt wurden, je weniger die Obrigkeiten sie in der Ordnung zu erhalten, entweder sich unterstunden, oder wegen ihrer Vortheile begehrten, und jemehr hingegen andere aus Eigennutz sie beschützten, sie selbst aber ihre zugelassene und geduldete Ungerechtigkeiten zu Vorrechten machten, und in die Religion einwebten.

Das neunte Capitel handelt von den Streitigkeiten, die sie mit der Universität zu Paris hatten. Selbst an ihre Wohlthäter und Lehrer scheueten sie sich nicht, die Hände zu legen. Diese Universität hatte sie liebreich aufgenommen, und ihnen ein Haus, das sie noch bis auf diese Stunde besitzen, eingeräumet, damit sie sich desto bequemer auf die Gottesgelahrtheit legen könnten. Man sollte daher glauben, daß sie ihre Gutthäter jederzeit mit Erkenntlichkeit und Hochachtung werden behandelt haben. Aber läßt sich wol ein unersättlicher Ehrgeiz durch Pflichten aufhalten? --- Durch einen glücklichen und schlauen Gebrauch der Zeitumstände suchten sie, anstatt daß sie bisher Schüler waren, nun Lehrer zu werden, und sie wurden es auch nicht nur, sondern die Universität bestätigte sie sogar selbst dabey; ein Schritt, den sie zu bereuen bald Ursache bekam. Zwar suchte sie ihren begangenen Fehler wieder zu ersetzen, und widersetzte sich mit allem Ernst ihren eigennützigen und herrschsüchtigen Absichten, so daß sie von dem Pabst **Innocentius** dem vierten eine günstige Bulle erhielt. Allein dieser starb bald und sein Nachfolger Alexander der vierte beschützte sie mehr als irgend ein Pabst, und zwang endlich die Universität, deren Doctoren er Kinder des Teufels und Feinde der Frömmigkeit nannte, nachzugeben, und Leute wiederum unter die Zahl ihres gleichen aufzunehmen, die es vierzig Jahr vorher als eine Gnade ansahen, daß man sie wegen ihrer Armuth unter diejenigen aufnahm, die man aus christlicher Liebe umsonst unterrichtete.

Das

Das zehnte Capitel handelt von dem bekannten Buche des **Wilhelm von S. Amour von den Gefahren der letzten Zeiten**, worinnen er sie mit denjenigen verderbten Leuten, wovon im **dritten Cap. der zweyten Ep. an den Timoth.** die Rede ist, vergleicht, und diese Vergleichung in 41. Punkten zu rechtfertigen sucht. Das Gemählde, das er von ihnen macht, konnte ihnen freylich nicht gefallen, um so mehr, da es einen solchen Eindruck machte, daß man ihnen die Allmosen versagte, sie beschimpfte, Heuchler und Vorläufer des Antichrists nannte u. d. gl. Allein sie hatten bald wieder die Freude zu triumphiren. Der **heilige** (vielleicht auch abergläubische) **Ludwig** nahm sich ihrer bey dem Pabst, den ihnen die, meistens aus Mönchsorden genommene, Cardinäle ohnehin schon geneigt gemacht hatten, an, und es kam so weit, daß das Buch verbrannt, und sein Verfasser aller seiner Würden und Titel entsetzt wurde: ein Verfahren, das sie tausendmal eher verdient hätten, da sie sich nicht scheueten das berüchtigte und gotteslästerliche sogenannte **ewige Evangelium** zu lehren und einzuführen. Allein alles was man that, war, daß man dieses nur **heimlich** verbrannt und verbot, den Lehrern und Ausbreitern desselbigen aber alle Gunst beybehielt, und sogar (eine unerhörte Ungerechtigkeit!) diejenigen verfolgte, die es bestritten.

Das eilfte Capitel handelt von denen Spaltungen unter den Franciscanern, mit welchen sich überhaupt unser Verfasser mehr beschäftiget, ohngeach-

tet ihm die Begebenheiten mit den Dominicanern Stoff genug hätten geben können. Wir haben es auch bedauert, daß wir nichts von der zwischen diesen beyden Orden entstandenen Eifersucht, die sie nicht nur in Religionssachen getrennt, z. E. der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau, in seinem ganzen Buche angetroffen haben. Der Pabst Gregorius der neunte hatte das Testament des heiligen Franciscus, worinnen er seine Schüler zu einer genauen Beobachtung seiner Regel verbunden hatte aufgehoben, und seine Schüler davon losgesprochen. Einige von diesen glaubten, der Pabst könne dieses Testament, das sie völlig dem Evangelio gleichschätzten, nicht aufheben, und fuhren daher fort, ihre Regel aufs genauste zu beobachten. Sie sonderten sich daher von den andern ab, und bedienten sich auch hernach, zum Unterschied einer engern und gröbern Kleidung, und einer längern und spitzigern Kappe. Neben dem erklärten sie sich auch, daß sie gar nichts, selbst nicht einmal die Speise in ihrem Magen, als ein Eigenthum ansähen: eine Thorheit, worüber man von beyden Theilen die lächerlichsten Streitschriften wechselte. Der größte Theil hingegen nahm die Erklärung des Pabsts, der ihnen Fruchtböden, Vorrath von Wein, Oel und Früchten erlaubte, an, und würde jene schon damals äusserst verfolgt haben, wo ihnen der damalige Pabst, Celestin der fünfte nicht günstig gewesen wäre. Allein unter den folgenden Päbsten gelang es ihm mehr; sie

sie verfolgten sie wirklich aufs grausamste, vertrieben sie sogar aus einer griechischen Insel, wohin sie sich begeben hatten, und bald darauf gleichfalls aus Sicilien, sie übergaben einige der Inquisition, die sie theils zu todt marterte, theils verbrannte. Demohnerachtet richteten sie nichts damit aus und beyde Theile wurden nur desto erbitterter und hartnäckiger: eine Folge, die man bey den **Haß unter einer Gesellschaft** immer wahrnimmt, sollte auch nur eine Mönchskappe, wie zum Theil hier, die Ursache seyn. Endlich nachdem dieser Streit ein halbes Jahrhundert gewähret hatte, wurde er hauptsächlich durch die Klugheit des **Wilhelm Farinier** den General ihres Ordens beygelegt.

Das zwölfte Capitel enthält den Beschluß und einige Anmerkungen, die desto vortreflicher sind, da wir sie aus dem Munde dieses frommen und patriotischen Gliedes (und wie wir vermuthen, Geistlichen) der römischen Kirche hören.

Nachdem sich die Bettelmönche endlich alles, die Bischöfe, die Geistlichkeit und sogar ihre Mitbrüder unterworfen hatten, so sahen sie nichts mehr, das sie beunruhigen konnte, und genossen der Früchte ihrer Ungerechtigkeit. Sie waren die Gesetzgeber in der Kirche; wurden von den Päbsten zu Gesandschaften und andern Sachen gebraucht; mit dem Purpur beehrt, und einige bestiegen so gar den heiligen Stuhl selbsten. Da dieses zu einer Zeit geschah, wo die Hierarchie ganz Europa umgeben hatte, so kann man leicht schliessen, daß sie sich auch bey den Völkern und Prinzen in ein

grosses Ansehen gesetzet haben. Der heilige Ludwig pflegte zu sagen: wenn er zween Leiber hätte, so würde er einen den Barfüssern und den andern den Jacobiten geben. (Und was denn seinen Unterthanen?) Der Verfasser zieht hier einen Vorhang über die grossen Unordnungen und den Schaden, den sie in Europa angerichtet haben; und wir würden ihren ungerechten Ehrgeiz und gewissenlose Handlungen aufgedeckt, von dem grossen Verderben, das sie in den Sitten angerichtet; umständlicher von dem Giftvollen Buch eines **Barthelomi von Pisa**; und von den Gotteslästerungen, die sie öfters an dem Wiedergedächtnißtage ihres Stifters sagen lassen, oder selbst sagen, -- wir würden von diesen und andern Ungerechtigkeiten geredt haben, worunter Europa theils in den Mönchens-Jahrhunderten, theils auch nachher, noch geseufzet hat. Der Verfasser sagt nur, daß es keine Verschwörung, keine heimlichen Unternehmungen und Untergrabungen gegeben habe, worein nicht Bettelmönche wären verwickelt gewesen; daß sie die Prinzen mit einem grausamen Religionseifer entflammt, und die Völker unter ihr Joch bezwungen, und mit Elend überhäuft haben. Verbrechen genug in wenigen Worten! allein es hätte sich der Mühe verlohnet, in unserm Jahrhundert die Sache en detail vorzustellen. Um nicht ungerecht zu scheinen, so macht der Verfasser hier einige Ausnahmen, redet von den Verdiensten einiger Glieder dieses Ordens, und hält sich besonders bey dem Thomas von Aquino auf. Wir denken auch

wie

wie der Verfasser, und glauben von Herzen, daß mancher rechtschaffener Mann in diesem Orden theils gewesen, theils noch sey: Allein wenn man die größte Anzahl, den Geist ihrer Orden, den physicalischen und moralischen Schaden, den sie angerichtet haben und noch anrichten, nebst den Religionshaß, den sie unterhalten, betrachten, so können wir nicht umhin, die ihnen nachtheiligen Einsichten unserer meisten heutigen Staatsmänner als ein Glück für die Staaten und die Christenheit ansehen. ---

Unvermuthet wurde das hohe Gebäude, das die **Bettelmönche** aufgestellet hatten, von Leuten untergraben, die sich gleicher Maasregeln bedienten, von denen bey Gelegenheit eines verwundeten Husses, des Helden von Guipuscoa, errichteten Jesuiten. Diese erhoben sich nicht allein über sie, sondern sie unterdrückten sie sogar, und zwungen sie durch viele Verfolgungen, die alten Meinungen ihrer Schule, die man in der Kirche mit so vieler Ehrfurcht und so lange verehret hatte, fahren zu lassen, und sich nach der neuen Lehrart, die sie in der Dogmatik und Sittenlehre einführten, zu bequemen. Doch erhielten sie ihr Ansehen noch an vielen Orten vermittelst des langwährenden Vorurtheils ihres alten Ruhms: richteten verschiedene Verbesserungen an: theileten sich in mehrere Gattung und Kleidungsarten ein, ohne deswegen, wie ihre Brüder, in dem vierzehnten Jahrhundert in solche grausame und lächerliche Kappen-Streitigkeiten unter sich zu verfallen. Al-

lein hierdurch wurde die menschliche Gesellschaft nicht schadlos gehalten. Beynahe, wie die Sonne, welche Strahlen von sich wirft und nicht mehr bekommt, mußten sie, **von ihrer Errichtung an bis jetzt**, aus ihrem Schooß täglich eine Menge von Menschen geben, die bestimmt waren, sie fortzusetzen, und die sie mit ihrer ganzen Nachkommenschaft verloren; die einen Eid ablegten, ihr zu entsagen, und die gleich darauf zu ihr zurückkehrten, um den Schweiß der übrigen Glieder zu rauben, Provinzen zu entvölkern, den Handel zu schwächen, den Fleiß niederzuschlagen, die Gewissen zu tyrannisiren; den Verstand zu erniedrigen, Künste und Wissenschaften einzuschränken, ihre Mauren mit unglücklichen Schlachtopfern von Familien anzufüllen ---. Welch ein Wunder, daß Europa so gar in dem philosophischen Jahrhundert so lange in einem politischen Schlummer gelegen hat!

Wollen wir bey dem Beschluß noch einen philosophischen Blick auf die Schicksale dieser Orden zurück werfen, so werden wir folgende Wahrheit bestätiget finden.

Man nimmt unter einer jeden Gesellschaft eine grosse Aehnlichkeit von Revolutionen wahr. Eine jede, ihre Absichten mögen nun geistlich oder weltlich oder aus diesen vermischt seyn; durchlauft die der menschlichen Natur gewöhnliche Veränderungen. Anfangs siehet man öfters nur einen kleinen unscheinbaren **Anfang**; wo sie nicht unterdrückt oder allzusehr gehindert wird, **Zuwachs** und **Fortgang**; durch Klugheit, Mühe, Geduld,

Standhaftigkeit und Eigennutz, **Grösse** und **Macht**; alsdenn **Reichthum**; folglich **Mittel** und **Gelegenheit** sich zu **verderben**; hierauf **innerlichen** und äusserlichen **Verfall**; **gänzliche Abnahme** und **zuletzt** dasjenige, was, alles Widerstands und aller Einrichtungen ungeachtet, allen menschlichen Dingen, (**auch geistlichen Orden**) wesentlich ist, ihr **Ende** und **Zernichtung**.

B.

Christian Friedrich Sattlers, Herzogl. Würtembergischen geheimden Archiuarii Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Grafen. Erste Fortsetzung mit 189. Urkunden und einigen Kupfern bestärket. Tübingen 1767. 4.

Wann einzelne Gelehrte gewisse Theile der Geschichte als die beträchtlichste Beschäftigung ihres Lebens erwählen, so kann dieses nicht anders als vor die allgemeine Geschichte nützlich seyn. Sie liefern uns gewisse Züge, welche zur Kenntniß des ganzen historischen Gemäldes nöthig sind. Schildern sie hernach ein Volk nach seinem sittlichen Charakter, nach dem nach und nach verbesserten Ge-

Geschmack in den Künsten und Wissenschaften, nach den Quellen seines Reichthums, nach der alten und neuern Art der Regierung, nach dem Geist der Gesetze, nach seinen Verbindungen mit andern Staaten, so hat man Ursache, mit ihrer Arbeit zufrieden zu seyn.

In unserm deutschen Reiche ist vielleicht keine besondere Geschichte weniger bisher bearbeitet worden, als die Würtembergische. Von allen benachbarten Ländern, welche an Würtemberg gränzen, hat man wenigstens mehrere Nachrichten als von diesem Lande: Denn **Steinhöfer in seiner würtembergischen Chronik** hat das Verlangen der Gelehrten noch lange nicht gestillet, welche Geschmack und pragmatischen Verstand suchten. Es fehlte ihm an den nöthigen Materialien, und wenn er auch gleich den **Gabelkofer** gebraucht, so sind seine Auszüge theils fehlerhaft, theils nicht reiflich genug überleget.

Herr **Sattler** tritt nun in seine Stelle ein, und sein Amt, das er bereits dreyßig Jahre mit Eifer versieht, ist ein sehr günstiges Vorurtheil vor ihn. Er hat vor einigen Jahren angefangen, die würtembergische Geschichte zu bearbeiten, und dieses neue Werk zeuget von seinem unermüdeten Fleiß. Wir können es wohl vermuthen, daß sein Buch durch die Censur seiner Obern gegangen: Indessen sind seine Schriften bisher in diesem Theil der Geschichte nach ihrer Art classisch gewesen, und wir müssen es ihm verdanken, daß wir durch ihn von diesen Reichslanden mehrere zuver-

lässige Nachrichten erhalten, als wir zuvor hatten. Sollte er auch seinen Nachkommen noch vieles zurücklassen, was zur Aufklärung und Ausschmückung dieser Geschichte gehört, so hat er doch seine Absicht vollkommen erreicht, die Begebenheiten aus ächten Quellen zu liefern, und manche Aussichten eröfnet, welche zu näherer Kenntniß der mittlern Zeiten erforderlich sind.

Er siehet es selbst, wie er in der Vorrede meldet, **zum voraus, daß manchem seine Schreibart nicht gefallen werde:** Er entschuldiget sich aber damit, daß er seit dreyßig Jahren in einem Amte sey, wo er mehr alte als neue Schriften lesen müsse. Er schreibt auch vorzüglich vor sein Vaterland, und diesen mögen gewisse Ausdrücke verständlicher seyn, als andern. Wenn wir nur **Wahrheit** und **Deutlichkeit** finden, wie er erinnert, so wollen wir uns begnügen. Ein anderer, der in diesem Felde etwas thun will, wird sich doch allemal auf seine Schultern stellen müssen, um dieses Feld noch mehr auszuzieren.

Er hat die Bildnisse der alten Grafen seinem Werke einverleibet, und das Sigill eines jeden in Kupfer stechen lassen, wodurch er den Kennern derselben einen angenehmen Dienst erwiesen. Dieser Theil der Geschichte fängt mit dem Grafen **Ulrich** dem zweyten und seinem Bruder **Eberhard** an, welche nach dem Zwischenreich Deutschlands regieret haben. Sie waren Söhne des Grafen **Ulrichs mit dem Daumen** und der Mechtild, gebornen Gräfin von (S. 2.) **Ochsenstein**. Bey-

de Brüder regierten ein jeder seinen besondern Antheil von Ländern, doch blieben die Lehen gemeinschaftlich. Ihre Ministeriales waren ihre Landstände. (S. 4.) **Ulrich** der zweyte starb schon im Jahre 1279. (S. 5.) **Eberhard** hatte mit den Kaisern, mit den Reichsständen, mit den Reichsstädten und mit den Klöstern beständig zu thun, und setzte sich in grosses Ansehen. Er wird deswegen der **Erlauchte** genannt. Ein Herr, der sichs vor eine Ehre hielt, Gottes Freund und aller Menschen Feind zu seyn! - - Er war unter den erstern, so sich dem Kaiser **Rudolph** widersetzten. Ja seiner und anderer Grafen in Schwaben Absicht war, diesen Kaiser gefangen zu bekommen, oder ihn sonst aus dem Wege zu räumen. (S. 7.) **Rudolph** bezwang sie, und sie söhneten sich mit ihm in **Ulm** aus. Aber **Eberhard** wurde sogleich wieder in neue Streitigkeiten eingeflochten. Der Kaiser brachte ihn zu einer Schlacht, und Eberhard wurde im Jahr 1286. zum Frieden genöthiget, in welchem er zwey Burgen **Wittlingen** und **Rems** zu dem Ende abtreten mußte, daß man seiner auf zwey Jahre gesichert wäre. Ja **Stuttgard** selbst solte er an den Kaiser übergeben, damit Rudolph die Mauren dieser Stadt zerstörte. Der Herr Verfasser ist so aufrichtig, daß er es gar nicht läugnet, daß dieser Herr niemals habe in Ruhe bleiben können, ja daß ihn Juden und Christen wegen der Bezahlung der Schulden bey dem Kaiser verklagt haben. Eben so wenig war dieser muthige Graf mit der

Wahl

Wahl Kaiser **Adolphs** zufrieden. Er stellte sich ihm im Jahre 1293. in Eßlingen nicht, obgleich alle schwäbische Stände diesen Kaiser ihres Gehorsams versicherten. **Adolph** nahm ihn daher die beyden obgemeldten Burgen, um seiner versichert zu seyn. Dieser Kaiser kaufte auch mit seinem englischen Gelde (S. 35.) die Herrschaft **Gröningen**, und wurde vor Grafen Eberharden ein gefährlicher Nachbar. Dieser erklärte sich deswegen öffentlich vor **Albrechten**, und half die durch Adolphen gesetzte zween Landvögte in Schwaben, welches Vorrecht der Kaiser ihm entzogen hatte, unterdrücken. **Albrecht** wußte Eberharden durch Geld, an welchem es ihm so oft fehlte, zu gewinnen. Zwar wurde sein Anhang anfangs geschlagen, und des Grafen Lande litten vieles. Adolph aber wurde ebenfalls geschlagen, verlor das Leben, und **Albrecht** bestieg den kaiserlichen Thron. Der neue Kaiser gab ihm mit Genehmhaltung der Churfürsten die Burg **Rems**, und das Städtlein **Neuwaiblingen** wieder, das Adolph des **Reichs** Wittum (S. 44.) einverleibt zu haben scheint. **Eberhard** erhielt die Landvogtey in Niederschwaben wieder, und da er vormals ein Herr ohne vieles Geld war, so scheint er nach und nach seine ökonomischen Umstände also verbessert zu haben, daß er dem Kaiser Albrecht 12000 Pf. Heller leihen, ja innerhalb drey Monaten 19000 Pf. für Güter auslegen konnte, ohnerachtet er unter Kaiser **Adolph** sich eines grossen Theils seiner Einkünfte beraubet sahe. Dieses giebt uns erst

einen Begrif von **Eberhard dem Durchlauchtigen**, der nun von seinen Gläubigern sowol **Juden** als **Christen** nicht mehr geplagt wurde, sondern viele Güter ankaufte. Auf dieser Seite ist **Eberhard** einer der größten Grafen Würtembergs, der mit seinem baaren Gelde den wahren Gebrauch zu machen wußte, zu einer Zeit, da die Pfalzgrafen von Tübingen, und die Herzoge von Teck ein Grundstück nach dem andern verkaufen mußten. Er trozte sogar dem Kaiser Albrecht: dieser mußte ihm nicht nur Gröningen wieder verpfänden, sondern er fand auch, da Albrecht die Grafschaft **Asperg** an sich zu bringen suchte, an Eberharden einen mächtigen Gegner. Albrecht fiel ihm zwar ins Land, Eberhard aber wehrte sich so tapfer, daß der Kaiser sich zu einem Frieden mit ihm verstehen, vor den Schaden 2000 Mark Silbers versprechen, und ihm deswegen die Burg Spitzenberg, die Stadt **Kuchen** und die Vogtey über das Kloster Lorch vor 200 Mark verpfänden mußte. Eberhard sezte sich bald in Ansehung der teckischen Güter, welche die Herzoge von Teck nach und nach veräussern mußten, in solche Verfassung, daß **Albrecht** nichts von denselben ankaufen konnte. Ja er verband sich aufs genauste mit Herzog **Heinrich von Cärnthen**, half ihm zur böhmischen Krone, that selbst einen Feldzug dahin, und war am Ende desselben im Stande König **Otten** von Ungarn beträchtliche Summen vorzustrecken. Seine ökonomische Geschicklichkeit sezte ihn in den Stand, Rosenfeld, Asperg und die Hälfte von

Calo

Calo anzukaufen. Er kam im Jahr 1308. in den Vorschlag, als Kaiser erwählt zu werden. **Heinrich von Lützelburg** aber drang durch, und hier öfnete sich die traurigste Scene vor Eberharden. Kaiser Heinrich suchte die böhmische Krone vor seinen Sohn Johannes. **Eberhard** war aber zu genau mit dem Herzog von Cärnthen verbunden, als daß der Kaiser ihn ausser Acht lassen konnte. Man hetzte die Reichsstädte wider ihn auf, und diese freueten sich, Gelegenheit zu haben, den trotzigen **Eberhard** zu demüthigen. Der Kaiser lud ihn nach Speyer ein, und hier erschien der Graf mit einem so ansehnlichen Gefolge, und trotzte dem Kaiser so dreiste, daß Eberhard nach eigenmächtiger Abreise von Speyer, ohne daß er sich gewürdiget hatte, von einem in seinen Augen so kleinen Kaiser Abschied zu nehmen, öffentlich als ein Reichsfeind erklärt wurde. Nun hoben alle seine Nachbarn ihr stolzes Haupt wider Eberharden empor: Die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von **Tübingen**, die Reichsstädte und andere brachen im Jahre 1311. auf einmal zu eben der Zeit wider ihn los, da er kurz vorher noch dem Herzog von **Bayern** und seinem Bruder **Otten** von Ungarn aufs neue ansehnliche Summen vorgestreckt hatte. Man verfuhr mit seinen Landen ziemlich barbarisch, und hierinnen schienen damals die Einwohner von **Eßlingen** allen andern es zuvor zu thun. Man setzte zween andere Landvögte in Schwaben. Das ihm verpfändete **Gröningen**, welches **Adolph** zum Reich gekauft hatte,

wurde

wurde erobert, und bedung sich aus, eine Reichsstadt zu seyn. **Eberhard** war flüchtig, und sein größtes Glück war, daß der Kaiser bald darauf im Jahr 1313. starb. Gleich darauf brach **Eberhard**, der dessen ungeachtet noch immer Geld hatte, neue Oerter anzukaufen, wider alle seine Feind los, züchtigte die **Reutlinger** und den Grafen Rudolph von **Tübingen**, und bemeisterte sich seines Landes wieder. Nur blieben Stuttgard, Waiblingen und Gröningen noch bis ins Jahr 1315. in den Händen der vielvermögenden Eßlinger. In der streitigen Kaiserwahl zwischen **Friedrichen** von Oesterreich und **Ludewig** von Bayern hielt **Eberhard** anfangs die Parthey **Ludewigs**. Friedrich ließ ihn deswegen durch die Eßlinger bekriegen, und nahm die Städte **Waiblingen** und **Stuttgard** weg. Bald darauf trat **Eßlingen** auf Ludewigs Seite, und **Eberhard** ergrif nunmehr die Parthey Friedrichs, welcher Eßlingen belagerte, und von **Eberhard** Gelder aufnahm. Das Treffen am Neckar war nicht entscheidend, und **Friedrich** bekam endlich **Eßlingen** ein. Im Jahr 1315. starb dem Grafen Eberhard sein Sohn **Ulrich**, welcher einen Sohn gleiches Namens hinterließ. Eberhard suchte sich durch Bündnisse beyden Kaysern furchtbar zu machen. Andere Reichsstädte erklärten sich ebenfalls vor Friedrichen, und **Gröningen** verstund sich endlich selbst dazu, sich dem Grafen von Würtemberg wieder zu ergeben, wenn ihm die den österreichischen Brüdern vorgestreckte Summen und

andere Versprechungen nicht entrichtet werden sollten. Das stolze **Eßlingen** wurde des Kriegens ebenfalls müde, und machte im Jahre 1316. Friede mit **Eberharden**. Kaiser **Friedrich** und sein Bruder **Leopold** waren meistens in Schwaben, Eberhard blieb ihnen getreu, und die Reichsstädte erklärten sich vor Friedrichen. Eberhard belagerte Brisgau, und hörte niemals auf, neue Güter anzukaufen, welches uns ein ganz besonderer Contrast in seinem Leben zu seyn scheint. Gleich Anfangs schildert ihn Herr Sattler als einen grossen Schuldenmacher, und bald hernach als einen Herrn, der Kaisern, Königen und Herzogen Gelder geliehen, beständige Kriege gehabt und doch noch Länder gekauft. Dieses verdiente mit politischen Zügen geschildert zu werden, damit Eberhards Leben viele Leser, welchen ein solcher Contrast merklich werden muß, interessirte; und hierdurch würde sich von selbst eine Aussicht eröfnen, wo viel lehrreiches gesagt werden könnte. Ein vernünftiger Leser muß hiebey gedenken: Wie hat Eberhard diesen geheimen Schatz erworben? Wie wurden die Steuren gehoben? Wie regierte er in der Mitte so vieler zum Theil mächtiger Herrn? Was hat er vor Triebfedern gebraucht, andere schwächere in die Nothwendigkeit zu setzen, daß sie ihre Güter verkaufen mußten? Hatte **Eberhard** hierinnen einen schöpferischen Geist? Welches war damals der Geist der Gesetze? Wie viel hat er dazu beygetragen, das Genie seiner Unterthanen zu bilden? Uns dünkt es, **Eberhard** sey ein Herr, dessen

sen Charakter verdiene mit starken Zügen gemahlt zu werden, in welchen sich gewisse Nebendinge, als Zusätze des Hauptgemähldes verlieren. Die Scene könnte nicht interessanter seyn, als einen Herrn in einem solchen Zeitalter zu sehen, der allen Kaisern Trotz bietet, seine Macht mit der ihrigen mißt, im Unglücke den Muth nicht verliert, und im Glücke an das Wohl seiner Bürger gedenkt. Wenn wir aber nach dem Plan des Herrn Verfassers, den er im ersten Theil vorgelegt, urtheilen, so verspricht uns der folgende Theil viele und fruchtbare Anmerkungen. Unter die Anzahl derselben gehören bereits in diesem Theil gewisse Beobachtungen von den **Ministerialen**, welche verdienen genau erwogen zu werden.

Eberhard blieb Kaiser **Friederichen** und seinem Bruder **Leopold** getreu, er half ihnen zu wiederholten Malen aus ihrem Geldmangel, er hielt ihre Parthey auch noch nach der Mühldorfer Schlacht, endlich aber gewann ihn **Ludwig** von Bayern, und bestätigte ihm alle seine Rechte. Eberhard wußte sich in diese bedenkliche Fälle wohl zu schicken, und wich einem neuen Krieg mit den Reichsstädten, welche die Kaiser auf ihrer Seite hatten, weislich aus. Mit Herzog Leopolden von Oesterreich, so sich meistens in Schwaben aufhielt, machte er verschiedene Verträge. Leopold starb im Jahre 1326., und Eberhards zweyter Sohn Ulrich der vierte bemächtigte sich der Burg Teck, der Stadt **Kirchheim** und der Burg und Stadt **Sigmaringen** so viel davon den Herzogen von

Oester-

Oesterreich gehörte. Sein Enkel vom ersten Sohn Ulrich trat in den geistlichen Stand, und überließ die Nachfolge in den Landen **Eberhards** dem zweyten Sohne dieses Grafen **Ulrich** dem vierten. Denn von dem Erstgeburtsrechte wußte man damals in diesem Hause noch nichts, jedoch sahe **Eberhard** ernstlich darauf, daß seine Lande nicht zerrissen würden. Der alte Eberhard starb endlich auch am 5ten Junius 1325. und mit ihm endiget der Herr Verfasser den ersten Abschnitt.

Ihm folgte sein zweyter Sohn **Ulrich** der vierte, welcher die würtembergischen Lande vom Jahre 1325. bis 1344. regierte. Er folgte dem Beyspiele seines Vaters und kaufte gleich bey dem Antritt seiner Regierung **Winnenden** an. Er gerieth wegen der Herrschaft **Harburg** mit dem Bischof Berthold von Strasburg in einem Zwist, welcher auf die zu dieser Herrschaft gehörige Lehnstücke des Stifts Strasburg (S. 114.) Ansprüche machte. Ulrich mußte ihm nachgeben, und ihm die Burg **Zellenberg** nebst einigen andern Grundstücken abtreten, behielt aber die übrige Herrschaft.

Wir finden in diesem und seines Vaters Leben grosse Summen Gelds ausgedrückt. Wäre es nicht zu mehrerer Deutlichkeit nützlich gewesen, den würtembergischen Münzfuß selbiger Zeiten in etwas zu beleuchten, und ihn mit dem jetzo laufenden Gelde zu vergleichen? Der Herr Verfasser hat hievon z. B. S. 122. und S. 245. etwas bemerket, und wir wünschten, daß er ein kurzes Münzsystem geliefert hätte, welches er aus Archi-

valurkunden am besten zu beleuchten Gelegenheit hat. Wir sehen, daß verschiedene neue Schriftsteller sich in dieses Feld gewagt haben, und man erlernet hieraus doch allemal die innere Stärke eines Landes in Ansehung des allda bald steigenden bald fallenden Werths des umlaufenden Geldes. Es hat ferner der Herr Verfasser in Ansehung des Rechts eines Fürsten oder Grafen über die steuerbaren Güter der Klöster und Geistlichen hin und her schöne Anmerkungen beygebracht, welche in neuern Zeiten vor gewisse Reichsländer merkwürdig sind, und verdienen in ein besonderes Licht gesetzt zu werden. Diese zerstreuten Beobachtungen erweisen wenigstens so viel, daß die Steuerbarkeit der geistlichen Güter in dem Sinne des Herrn von **Lochstein** in dem deutschen Reiche gar nichts neues sey, und daß minder beträchtliche Grafschaften dieses Recht lange vor der Reformation ausgeübet haben.

In den Kriegen mit dem Bischof von Strasburg kamen Kaiser **Johann** von Böhmen und Kaiser Ludwig selbst zu dem Grafen **Ulrich**, und dieser nahm **Benfeld** ein, welche Stadt er im Frieden zwischen den österreichischen Herzogen und ihren Feinden wieder abtrat. Ulrich war ein getreuer Freund des Bischofs **Walram** von **Speyer**, und stund ihm wider den gewaltigen Berthold von Strasburg beständig bey. Kaiser **Ludewig** erkannte die guten Dienste des Grafen **Ulrich**, und machte ihn zu einem Landvogt in Schwaben. Dieses Land hatte also damals drey Landvögte, wovon

von der erste in Oberschwaben, der zweyte in Niederschwaben am Rhein, der dritte in Mittelschwaben am Neckar seine Gerichtsbarkeit ausübte. Graf **Ulrich** erhielt die zwo Landvogteyen in Mittel- und Niederschwaben, die letztere aber wurde ihm, weil er dem Kaiser eine ziemliche Rechnung vorlegte, entzogen, und Graf Rudolphen von Hohenberg gegeben, jedoch findet man Ulrichs landvogtliches Ansehen von Mittelschwaben noch im Jahre 1336. und lange hernach in kaiserlichen Briefen. Eine der schönsten Erwerbungen dieses Grafen war die Herrschaft **Gröningen**. Kaiser Ludwig hatte sie Conraden von **Schlüsselberg** zum Lehen gegeben. Ulrich aber wußte die Gnade des Kaisers also zu benutzen, daß er anfangs Hofnung bekam, nach Abgang des von Schlüsselberg **Gröningen** an sein Hauß zu bringen, hernach aber mit kaiserlicher Einwilligung die Herrschaft von Conraden erkaufte. In dem Streit zwischen Kaiser Ludewig und dem Pabst Johannes blieb **Ulrich** auf der kaiserlichen Seite, und half den Bischof von Würzburg **Herman** von **Lichtenberg** in sein Bißthum einsetzen. Er half **Ludewigen**, wo er konnte; er unterstützte ihn mit Geld, und der Kaiser verpfändete ihm die Stadt **Donauwerth** davor. Er ergrif seine Parthey wider Pabst **Benedicten** aufs eifrigste, und als im Jahre 1338. die Reichsfürsten verordneten, daß, wer den Kaiser als einen vom Pabst verbannten ansehen oder die Anhänger des Kaisers

von der Kirche ausschliessen würde, in der Reichsacht und alles seines Vermögens verlustig seyn sollte; so ließ Ulrich dieses Gesetz überall in seinen Landen anschlagen, und befahl als Landvogt in Schwaben, daß es auch die Reichsstädte anschlagen mußten. Ulrich fuhr indessen fort, Städte und Güter anzukaufen, und hierzu gab ihm das zerrüttete System selbst Gelegenheit. Der Pabst hatte in Schwaben einige Grosse auf seine Seite gebracht, unter welchen auch die Grafen von Tübingen waren. Ulrich hatte Gelegenheit, den Graf Gözen gefangen nehmen zu lassen, und es scheint, daß es nicht ohne Genehmhaltung des Kaisers geschehen. Kaiser **Ludewig** vermittelte zwar die Sache, aber Graf Ulrich trug endlich ganz **Tübingen** davon, welches ihm jene verarmte Grafen um 20000 Pf. Hlr. verkauften. Ulrich blieb dem Kaiser bis an sein Ende getreu. Er starb im Jahre 1344. und hinterließ von seiner Gemahlin **Sophia** einer Gräfin von **Pfirt** zween Söhne **Eberharden** und **Ulrich**. Der erstgeborne hatte sich mit **Elisabeth** der ältesten Tochter Graf Heinrichs des zwölften von Henneberg vermählt, mit welcher er einen beträchtlichen Zuwachs an Ländern erlangte.

Die Geschichte **Eberhards** und Graf **Ulrichs** seines Bruders vom Jahre 1344. bis 1392. wird im dritten Abschnitt abgehandelt. Hier finden wir eine ganz veränderte Scene. Ludwig gab sich zwar Mühe, beyde Brüder auf seiner Seite zu erhalten, er bestätigte ihnen die alten Verträge,

er

er ernannte sie wieder als schwäbische Landvögte: Sie kauften auch wie ihre Väter die schönsten Städte, Böblingen, Calw u. d. an, aber die Ernennung Carl des vierten zum Kaiser hatte in Schwaben wichtige Folgen. Der Pabst hatte allda keinen getreuern Diener, als den verarmten und von den Juden gequälten Pfalzgraf **Gözen** von Tübingen, der sich von dem Stift **Sindelfingen** zu Verschickungen an den päbstlichen Hof gebrauchen ließ. Endlich vereinigten sich sechzehn Grafen in Schwaben, und der Zug Stephans von Bayern in die schwäbischen Lande verschlimmerte die Lage der Umstände vor Kaiser **Ludewigen**. Die beyden Grafen von Würtemberg wurden ebenfalls mißvergnügt, und Kaiser Ludewig starb im Jahr 1347. zu eben derjenigen Zeit, da er seine meisten Freunde in Schwaben bereits verloren hatte. Die Schilderung des Grafen **Gözen** von Tübingen (S. 164.) hätten wir in ein anderes Licht gesetzt: Er spielet eine sehr erbärmliche Rolle; jedoch da die Grafen von Würtemberg sich durch seine Laster bereichert, so würde ein **Göz** in der Vergleichung mit **Eberharden** vielen Stoff zu fruchtbaren politischen Betrachtungen geben.

Man war damals im deutschen Reiche noch nicht einig, wem man sich unterwerfen sollte. Die beyden Brüder von Würtemberg hatten den Einfall, Gesandte an **Carln** und an den Churfürsten **Ludwig** von Brandenburg zu schicken, und wollten vernehmen, wer ihnen ihre Freundschaft am besten bezahlte. Carl ließ ihnen 70000 Fl. baar

auszahlen, und bestätigte sie in der Landvogtey von Schwaben. Niemals liessen sie sich einfallen, daß ein anderer ihnen noch mehr Geld anbieten würde. Aber dieses geschahe, da sie es am wenigsten vermutheten. Der Markgraf bot ihnen 100000. an. Carl der vierte kam aber im Jahre 1347. selbst in Schorndorf an, gewann diese Brüder, und bekam durch sie bald grössern Anhang. Graf **Eberhard** erkannte daher den Grafen **Günther** von Schwarzburg nicht, sondern diente Carl dem vierten mit seinen Leuten, und trieb in einem Gefechte die Soldaten **Günthers** muthig zurück.

Beyde Brüder fielen hernach in den beschwerlichen Reichskrieg mit den Reichsstädten, da sich diese auch unter den Fürsten einen Anhang zu machen suchten, welche die Macht beyder Grafen beneideten. Dieses ist eine jämmerliche Epoche vor Schwaben: Die Bürger der Reichsstädte schienen alle barbarische Wuth auf einmal auszulassen. Die trotzenden Eßlinger waren wieder an der Spitze, und die Geschichte entdecket uns solche Frevel ihrer Vorfahren, über welche der Menschlichkeit zu Ehren, ein Schleyer sollte gezogen werden.

In den Kriegen der österreichischen Herzoge mit **Zürch** führte **Eberhard** das Commando dreymal, wurde aber durch den Kaiser und den Herzog Albrecht so schnöde behandelt, daß er endlich mit seinen Schwaben nach Hause zog. So suchte man ihn mit seinem Heere zum Dienste des französischen Monarchen, und man sahe diesen Grafen als einen guten Soldaten an. Die verwitt-

wittwete Herzogin von Lothringen suchte sich ebenfalls mit ihm zu verbinden. Sie brachte eine Vermählung ihres Sohns **Johannes** mit der würtembergischen Gräfin **Sophien** zu Stande, welche hierdurch die Stammutter aller folgenden lothringischen Herzoge wurde. Eberhard erhielt die Vormundschaft über den Prinzen und erzog ihn an seinem Hofe.

Er verfiel hernach in einen beschwerlichen Krieg mit Kaiser Carl dem vierten selbst, und verlor das Treffen bey Schorndorf. Eberhard fochte muthig, und schien Carls Ansehen nicht viel zu achten. Einige Bischöfe, welchen die Verwüstung Schwabens zu nahe gieng, besonders Augsburg, Costanz, Speyer, würkten endlich die Aussöhnung Eberhards aus. Die Grafen versprachen, den Reichsstädten die Zufuhre nicht mehr zu sperren: Denn dieses war die gewohnte Weisse, den unruhigen Eßlingern wehe zu thun.

Im Jahre 1361. wurde das Beylager des Herzogs Johann von Lothringen mit der Gräfin Sophia aufs feyerlichste begangen, und dieser Herr trat die Regierung seiner Lande an. Das würtembergische Haus war schwach, und Eberhard hatte nur einen Prinzen, sein Bruder aber war ohne Erben. Es scheint, daß Kaiser Carl der vierte bey der Schwachheit dieses Stamms einige Absicht auf ihr Land gehabt. Wenigstens behandelte er diese beyden Grafen mit einer besondern Staatsklugheit, und diese trugen der Krone Böhmen **Neuenburg, Beilstein, Bottwar** u. a.

zu Lehn auf: Carl schmeichelte sich also zum voraus mit der Hofnung, daß diese Lehen an die böhmische Krone zurückfallen könnten. **Ulrich** starb im Jahre 1366. nachdem er mit seinem Bruder verschiedne Unterhandlungen eingegangen, welche das Vorspiel von der nachher festgesetzten Untheilbarkeit seyn mögen. Seine Gemahlin war **Catharina** Gräfin von **Helfenstein**. Nun war **Eberhard** allein in dem Besitze der ganzen Grafschaft, und sein Sohn **Ulrich** hatte kurz vorher die schöne und reiche Wittwe des Can Mastino della Scala Herrn von Verona und Vicenza, die zwote Prinzessin Kaiser Ludwigs geheirathet, so daß auf dieser Vermählung die ganze Hofnung des würtembergischen Hauses beruhte.

Ein Beweis von dem verwirrten Zustand Schwabens war die **Schlegelgesellschaft**, deren Haupt der Graf Wolf von Eberstein und deren Mitglieder meistens vom würtembergischen Adel waren, welche Eberstein auf seine Seite gebracht. Man konnte sich auch nicht anders wider sie helfen, als daß man das Reichspanier wider sie aufwarf. Eberhard, der mit seiner ganzen Familie beynahe von ihnen im **Wildbad** wäre gefangen worden, schilderte sie überall als Friedensstörer, zog wider sie zu Felde, mußte aber theils den Groll der Reichsstädte gegen sich, theils den heimlichen Neid des Pfalzgrafen **Ruprecht** des ältern nur allzudeutlich merken. Er eroberte zwar im Jahre 1367. die Burg **Höfingen** und die Festung **Straubenhart**, hatte aber so viele Gegner, daß er sich an

den

den Kaiser wandte, der sich als Kaiser und als König von Böhmen mit ihm in einen Vertheidigungsbund einließ. Carl der vierte arbeitete an einer Aussöhnung zwischen Eberharden mit Pfalzgraf **Ruprecht** und dem Markgrafen **Rudolph** von Baden: Eberhard aber traute seinen Feinden nicht, sondern verband sich noch weiter mit dem Bischofe von Strasburg und mit der Stadt Strasburg wider seine besondern Feinde. Der Kaiser gebrauchte ihn hernach, die Steuren von den Reichsstädten einzutreiben, und der Graf freuete sich von Herzen, die Reichsstädtische **Herrlichkeit** antasten zu dürfen. Er lehrte sie bald Gehorsam gegen den Kaiser, und Carln dem vierten ward dieses eine sehr ergiebige Erndte. Aber eben dieses verursachte, daß hernach die Reichsstädte, als Carl Mittel gefunden, seinen Sohn Wenzel als römischen König wählen zu lassen, den **grossen Bund** wider ihn schlossen. Graf Eberhard war Carln eine höchst nöthige Person: Beyde hegten einen gleichen Haß gegen die Reichsstädte, und Carl flammte ihn noch mehr bey Eberharden an, da er ihm anstatt der 40000. Fl. so er ihm versprochen, die vorzüglichsten Rechte über die Reichsstädte ertheilte. Der Graf brach wider **Ulm** los: Die Belagerung hatte aber keinen erwünschten Erfolg: Man beliebte also einen Stillstand; Indessen fielen die Reichsstädte auf einmal in des Grafen Lande ein, und diese wurden, nach des Herrn Verfassers Ausdruck **gut calmuckisch** behandelt. Der Kaiser aber blieb ruhig zu Hause. Damals thaten

ten die Reutlinger Wunder. Carl der vierte setzte den Grafen einer augenscheinlichen Gefahr aus, und stürzte ihn in ein Unglück, welches ihm noch lange wehe that. Die Fürsten errichteten endlich die berühmte **Löwengesellschaft**, um sich dem Städtebund zu widersetzen. Graf Eberhard war einer von den Hauptleuten dieser Gesellschaft, und that sich wider **Frankfurt** hervor. **Wenzel** war der Grafschaft Würtemberg sehr günstig. Sein Freyheitsbrief, kraft dessen keine Unterthanen des Grafen vor fremde Gerichte gezogen werden sollten, wird als ein Kleinod dieser Zeiten angesehen.

Eberhard vermählte seinen Enkel **Eberhard** den jüngern mit einer Tochter des Bernabo Visconti von Mayland **Antonia**. Er suchte die Reichsstädte und ihren unerträglichen Hochmuth zu strafen, wo er konnte, unterstützte den Kaiser **Wenzel**, der sich in Schwaben alle Mühe gab, Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen, wurde aber genöthiget, im Jahre 1386. in Gesellschaft anderer Fürsten wider die Reichsstädte auszuziehen, stieß auf sie bey **Weil** einer Stadt, verlor zwar anfangs seinen Sohn Grafen **Ulrich** im Gefechte, erfochte aber mit andern Fürsten einen herrlichen Sieg, und vernahm am Ende desselben, daß ihm von seines Enkels Graf Eberhards Gemahlin ein Urenkel geboren worden. Dieser Sieg verschafte dem Fürsten unendliche Vortheile. Carl der vierte und Wenzel schienen es nicht ungern zu sehen, daß die Reichsstädte und die Fürsten beständig in einem gewissen Gleich-

gewicht

gewicht gehalten würden. **Wenzel** schien den Reichsstädten günstiger zu seyn. Nun mußte er den Fürsten schmeicheln, und da die Reichsstädte ihre besten Heerführer verloren, so mußten sie sich den Fürsten wieder ergeben, und diese verglichen sich endlich selbst, um des **egerischen** Landfriedens vom Jahre 1389. theilhaftig zu werden.

Es gereicht diesem Eberhard zum Ruhm, daß er nicht nur die Ehre der deutschen Kirche wider den Pabst Bonifacius den neunten gerettet, der von einigen reichen Cistercienser-Klöstern seines Landes eine Beysteuer abforderte, und daß er die Klöster wider den Pabst geschützt, sondern daß er auch dem Pabst selbst geschrieben, er wolle in den Klöstern reformiren, und gute Ordnung einführen.

Eberhard starb am 15ten März 1392. nach einer Regierung von 48. Jahren. Er hatte sein Land sehr erweitert und die schönsten Städte angekauft. Dieses ist der Inhalt des sattlerischen Werks. Wir bekennen, daß wir die Materialien, so dieser gelehrte Herr Archivarius mit Fleiß gesammlet, gern gelesen haben. Wir empfanden zwar manchmal, daß wir in alten Zeiten herumirreten, wo wir uns an eine ganz andere Sprache gewöhnen mußten. Aber das Werk des Herrn **Sattlers** gefiel uns doch im Ganzen, und wir sahen es in diesem Felde als classisch an. Wir sind nicht gesonnen, uns in gewisse Punkten einzulassen, welche einen Einfluß in das würtembergische Staatsrecht haben, z. B. in das Recht der

Ministerialien gegen den Grafen, und des Grafen gegen sie, in das Recht der Landstände, in das Recht der Grafen über die Klöster, und in die Befugnisse der Grafen gegen die schwäbischen Reichsstädte. Der Herr Verfasser legt uns nur Urkunden vor, und diese sind von vielfachem Nutzen.

T.

Geschichte von Engelland von dem Einfalle des Julius Cäsar an, bis auf die Thronbesteigung Heinrich des siebenden. Zweyter Band, aus dem englischen des David Hume Esq. Breslau und Leipzig 1767. S. 408. in 4.

Dieser neue Theil der brittischen Geschichte fängt mit Heinrich dem dritten an (1216.) und endiget sich mit der Regierung Richard des dritten. (1485.) Wir würden in die Einsichten, und den Geschmack unserer Leser sehr vieles Mißtrauen setzen, wenn wir sie mit einer langen Lobrede auf diesen vortreflichen Geschichtschreiber ermüden, und die Urtheile so vieler Kenner von verschiednen Nationen wiederholen wollten. Es giebt Schriftsteller, die ohne alles Gefolge auftreten können, und unter diese gehöret vorzüglich Herr **Hume**. -- Eben so unnöthig würde ein völliger Auszug, aus den

den erzählten Begebenheiten seyn; ich will vielmehr diejenigen Betrachtungen niederschreiben, die ich bey einer wiederholten Lesung gemacht, und einige Stellen abzeichnen, aus welchen man den Geist des Geschichtschreibers überhaupt wird beurtheilen können. An dem Plane, dem Herr Hume in seiner vaterländischen Geschichte gefolget ist, finde ich so wenig auszusetzen, daß er mir vielmehr ein Muster zu seyn scheint, welches allen Geschichtschreibern, die sich in eben dieses Gebiete wagen, nicht genug empfohlen werden kann. Er schickt die Begebenheiten bey jeder Regierung voraus, und zeigt am Ende derselben alle Veränderungen, die in der Staatsverfassung erfolget sind. Dieser Plan breitet diesen vorzüglichen Nutzen über seine Geschichte aus, daß man die Folgen von den Begebenheiten, die er erzählet hat, nicht nur lebhaft einsiehet, sondern daß man auch die Ursachen von jeder Veränderung in der brittischen Staatsverfassung bestimmen kann. Er verbindet hierdurch gleichsam in seinem Geschichtsbuche die Theorie mit den praktischen Erfahrungen. Wenn Herr Hume eben so sorgfältig unter jeder Regierung die Veränderungen in den Sitten und dem Charakter der Nation, welche die Begebenheiten hervorgebracht haben, bemerket hätte; so würde man seine Geschichte, in Betrachtung des Plans, vollkommen nennen können. Er hat zwar auch bisweilen selbst aus den Begebenheiten die sittlichen Handlungen der Britten, und jene Beyspiele der **Tugend** und des **Lasters** zu erklären gesucht; aber

aber das Gemählde bleibt immer unvollendet, und wenn wir glaubten und wünschten, diese, oder jene Ursache von den eignen Nationalgewohnheiten der Britten zu entdecken, so verließ uns auf einmal der Geschichtschreiber. Die völlige Entwicklung eines Plans von dieser Beschaffenheit ist freylich vielen Schwierigkeiten unterworfen; da die Denkmäler von den ersten und mittlern Zeiten einer Nation keinen Stoff zu dieser Vorstellung darbieten. Es sind demnach auch schon diese Betrachtungen über die brittische Staatsverfassung von jeder Periode, ein sehr schätzbares Geschenk, das uns der Verfasser gemacht hat. - - Herr Hume besitzt einen eignen Geist als Geschichtschreiber, und er gehöret unter keine Classe der Nachahmer. Man stelle ihn in Vergleichung mit den übrigen Geschichtschreibern seiner Nation, und auch mit den guten Mustern der Franzosen, und man wird in den einzeln Zügen der Vorstellung und Ausbildung der Begebenheiten keine Aehnlichkeit wahrnehmen. Sein Ton der Erzählung erhitzt zwar nicht die Einbildungskraft, aber er unterhält die Aufmerksamkeit, so daß selbst eine wiederholte Lesung der einzeln Stellen uns nicht verdrießlich wird. Selbst bey der Erzählung der Begebenheit muß man immer theils wegen der guten Ordnung bey den Begebenheiten, und wegen der natürlichen Zusammenfügung der einzeln, und oft sehr verschiednen Gegenstände; theils wegen der eignen Betrachtungen, die er mitten unter den erzählten Vorfällen einzustreuen weiß; sein philo-

sophisches Genie bewundern. Die Charaktere der vornehmsten Personen sind weder weitschweifend und tavtologisch, noch auch einförmig und ermüdend, sie enthalten gerade so viele Züge und Worte, als nöthig ist, um den Mann den er schildert genau zu kennen, und von andern zu unterscheiden. Hierbey geht er bey den Begebenheiten bis auf die letzte Triebfeder zurück, so daß man jeden grossen Vorfall nach seiner wahren Beschaffenheit und Veranlassung übersehen kann. Die Maximen, mit welchen er den Begebenheiten selbst einen gewissen Nachdruck und Stärke zu geben weiß, entfernen sich sowol von den täglichen und trivial Einfällen, als auch von denjenigen Betrachtungen, bey welchen der Geschichtschreiber nach seiner Neigung und Einsichten, nicht aber nach der Natur der Sachen entscheidet. Ich wähle nunmehro aus diesem Bande eine Regierung, und ihre nähere Zergliederung wird den eignen Charakter des Herrn Hume bestimmen können. Ohne lange, wie bey andern Schriftstellern das beste Capitel zu suchen, darf ich nur aufschlagen, und das dreyzehnte Capitel S. 55. die Regierung eines **Eduard des ersten**, soll mich besonders beschäftigen. Der Plan im Ganzen enthält folgende Begebenheiten: **Bürgerliche Regierung des Königes, schottländische Begebenheiten, Krieg mit Frankreich, Charakter des Königes, vermischte Verrichtungen dieser Regierung.** Ehe noch der Verfasser die Begebenheiten erzählet, giebt er dem Leser eine allgemeine Idee von den

den Eigenschaften dieses Königes. Er sagt S. 55. Der hohe Charakter, welchen Eduard sich bey den letzten Unruhen erworben hatte, sein kriegerisches Genie, sein Glück in Bezwingung der Rebellen, seine Mässigung in Anordnung der Regierung, hatten ihm viele Hochachtung und Zuneigung bey allen Ständen erworben; und keiner konnte sich mit Grunde Hofnung machen, aus seiner Abwesenheit einen Vortheil zu ziehen, oder unter dem Volke Unruhen zu erregen. - - - Eduard besteigt also ganz ruhig den Thron, und wurde von seinem Volke mit freudenvollen Zurufungen empfangen. Ein anderer Geschichtschreiber würde nun gleich die Reihe der Begebenheiten angefangen haben, aber Herr Hume entwirft erst überhaupt den Plan seiner Staatsklugheit, und dieser ist freylich die erste Triebfeder von allen Begebenheiten, die unter der Regierung dieses Königes sind ausgeführet worden. Der König sorgte sogleich (S. 56.) für die Wiederherstellung des Reichs, und für die Verbesserung der Unordnungen, welche die bürgerlichen Unruhen und die unordentliche Verwaltung seines Vaters in allen Theilen der Regierung verursachet hatten. Der Plan seiner Staatsklugheit war eben so großmüthig als klug. Er sahe die grossen Baronen für die gefährlichsten Nebenbuhler der Krone, und die Unterdrückter des Volks an; und nahm sich vor, durch eine genaue Verwaltung der Gerechtigkeit, und eine strenge Ausübung der Gesetze, zugleich den untersten Orden des Staats zu schützen, und die willkührliche

Gewalt

Gewalt der Grossen, worauf ihr gefährliches Ansehn vornemlich gegründet war, zu schwächen. Da er es sich zu einer Regel machte, die Freyheiten, welche ihnen in dem grossen Freyheitsbriefe versprochen waren, allezeit, ausgenommen bey ausserordentlichen Vorfällen, zu beobachten; so erwarb er sich daher das Recht, auch von ihnen die Beobachtung dieses grossen Freyheitsbriefes gegen ihre Unterthanen und Vasallen zu fordern, und machte, daß die Krone von dem kleinen Adel und den Gemeinen des Reichs für die Hauptquelle der Gerechtigkeit, und die allgemeine Zuflucht bey Unterdrückungen angesehen wurde. - - Nun folgt eine Stelle von der strengen Aufsicht, welche über die Richter, und andere Obrigkeiten unter der Regierung des Eduards war, und endlich zeigt der Verfasser die glücklichen Folgen von diesem Plane einer weisen Staatskunst (S. 57.) Durch diese strenge Regierung wurde die Gestalt des Königreichs bald verändert, und Ordnung und Gerechtigkeit nahmen die Stelle der Gewaltthätigkeit und der Unterdrückung ein. Allein mitten unter den vortreflichen Einrichtungen und patriotischen Entwürfen Eduards, ließ sich doch noch immer etwas von der Strenge seines persönlichen Charakters, und von den Vorurtheilen der Zeit blicken. - - S. 58. und 59. wird die Verfassung Großbritanniens noch vollständiger geschildert. Nach dieser Vorstellung kömmt der Verfasser selbst auf die grossen Begebenheiten, die Eduard ausgeführet hat, und zwar erstlich auf die Erobe-

rung von Wallis. Bey dieser Begebenheit erzählt Herr Hume unter andern folgende Anectode S. 61.: Da der König einsahe, daß nichts die Ideen der kriegerischen Tapferkeit so sehr unterhielt, als die bey ihnen durch Ueberlieferung fortgepflanzte Dichtkunst, welche vermittelst der Gewalt der Musik und der Frölichkeit an Festtagen auf die Gemüther der Jugend tiefe Eindrücke machte; so ließ er alle Barden aus Wallis zusammen rufen, und aus einer barbarischen aber nicht unvernünftigen Politik hinrichten. - - - S. 65. fangen sich die schottländischen Begebenheiten an, welche der Verfasser, weil sie die Regierung des Königes Eduards am merkwürdigsten machen, sehr umständlich beschrieben hat. Bey dieser Beschreibung hat der Verfasser unter andern auch dieses Verdienst, daß er seinen eignen Nationalcharakter verläugnet, und den Schotten nicht alle Gerechtigkeit und Tugenden abgesprochen hat. Ein Fehler, welchen seine Vorgänger so vielfältig begangen haben. S. 63. lesen wir die Namen derjenigen, welche nach dem Tode Alexander des dritten, die Nachfolge in Schottland verlangten, als **Johann Baliol, Robert Bruce**, und **Johann Hastings. Baliol** und **Bruce** vereinigten sich inzwischen. Die Urtheile der Nation waren getheilet; der ganze Adel hatte sich entweder zu der einen oder zu der andern Partey geschlagen; das Volk folgte ohne Ueberlegung ihren Anführern; die beyden Candidaten hatten eine grosse Macht, und viele Anhänger in Schottland; und

es

es ist kein Wunder, daß eine Streitigkeit von dieser Art, die durch kein vorhergehendes Beyspiel konnte entschieden werden, und die in der ordentlichsten und wohleingerichtesten Regierung Unruhen zu stiften vermögend ist, unter einem rohen, mehr zu den Waffen als zu den Gesetzen gewöhnten Volke, den Staat mit den allerschädlichsten Zerrüttungen drohte. Jedes Jahrhundert hat seine besondere Weise Staatsgeschäfte zu führen, und die Menschen, welche sich mehr durch Gewohnheiten als Vernunft leiten lassen, folgen ohne Untersuchung den zu ihren Zeiten gebräuchlichen Sitten. Es scheint damals in Streitigkeiten zwischen Staaten und Prinzen Gebrauch gewesen zu seyn, einen fremden Prinzen zu erwählen, der den Streit entschied, und dessen Ausspruch diejenigen erschrecklichen Verwirrungen verhinderte, die zu allen Zeiten mit dem Kriege verbunden sind, die sich aber, vermöge der Beschaffenheit der Feudalregierungen hundertfältig vermehreten, und in jedem Winkel ausbreiteten Das Parlament in Schottland verstund sich demnach dazu, den Eduard dessen Sache entscheiden zu lassen. Nun zeiget der Verfasser, mit wie vieler Politic sich Eduard dieses Umstands zu bedienen gewußt, und den Anspruch auf die Lehnsherrschaft über Schottland wo nicht erdichtet doch erneuert habe; einen Anspruch, der bisher in der tiefsten Dunkelheit gelegen, und der, wenn man ihn bemerkt, oder nur geargwohnet hätte, die schottischen Baronen gewiß würde abgehalten haben, ihn zum Schieds-

richter zu wählen. Der Verfasser untersuchet diesen Anspruch sehr weitläuftig S. 66-68. Eduard rückte inzwischen mit einer Armee, die seine Gründe bekräftigen sollte, an die Gränzen, und lud das schottische Parlament und alle Competenten der Krone zu sich in das Castell Norhone, um die Sache auszumachen, die man seiner Entscheidung überlassen hatte. Er zeigte auch bald die Beweise von seiner Oberherrschaft, die, wie er sagte, keinem Zweifel unterworfen wären, und verlangte, daß sie dieselbe annehmen sollten; eine Forderung, die überflüssig war, wenn die Sache schon öffentlich bekannt gewesen wäre, und welche deutlich verrieth, daß Eduard sich seines schwachen und ungegründeten Rechts wohl bewußt war. Das schottische Parlament erstaunte über eine so neue Forderung, und beantwortete sie blos mit Stillschweigen. Allein der König (S. 71.) welcher den Schein eines freyen und regelmässigen Verfahrens gerne behaupten wollte, verlangte, daß das Parlament über seine Ansprüche sich berathschlagen sollte. Das schottländische Parlament gab keine umständliche Antwort oder Einwendung wider die Ansprüche des Königes; und der König legte demnach dieselbe für ihre Einwilligung aus, wendete sich zu den verschiedenen Competenten, und verlangte, daß sie ihn für ihren Oberherrn erkennen sollten, ehe er den Ausspruch thäte. Eduard untersuchte hierauf die verschiedenen Ansprüche, (S. 72 und 73.) und entschied endlich die Sache für den Baliol,

liol, ob es gleich seinem Ehrgeitze zuträglicher zu seyn schien, Schottland zu theilen. Nachdem dieser Candidat den Eid der Treue an Engelland erneuert hatte, wurde er in den Besitz des Reichs gesetzt. Hätte nun Eduard keine andere Absicht gehabt, als seine Oberherrschaft über Schottland festzusetzen; so hätte er seinen Nachkommen diese wichtige Eroberung hinterlassen können. Allein er verfuhr gleich darauf auf eine Art, die es deutlich machte, daß er, nicht zufrieden mit dieser Anmassung, auch nach der unumschränkten Gewalt und Herrschaft des Reichs trachtete. Anstatt sein Recht der Oberherrschaft mit Mässigung auszuüben, beförderte er die Appellationen nach Engelland, und forderte den König Johann selbst zu verschiedenen malen nach London, und zwang ihn in dem Gerichtssaale seines Parlaments als eine Privatperson zu erscheinen. Diese erniedrigende Forderungen waren einem Könige von Schottland (S. 74.) bisher völlig unbekannt gewesen; und die wahre Absicht Eduards hierbey war, durch diese Unanständigkeiten den Baliol zu einer Rebellion wider ihn zu verleiten, und die Herrschaft seiner Länder, als eine Strafe seiner Verrätherey und seines Aufruhrs an sich zu ziehen. Obgleich Baliol sehr sanftmüthig war, so kehrte er doch über diese Begegnung sehr aufgebracht nach Schottland zurück, und entschloß sich alles zu wagen, um seine Freyheit zu schützen. Der Krieg, welcher bald darauf zwischen Frankreich und Engelland ausbrach, gab ihm eine bequeme Gelegenheit, dieses

Vorhaben auszuführen. - - Der Verfasser beschreibt diese Streitigkeiten zwischen den Engelländern und Franzosen S. 74-77. und den daher entstandenen Krieg; zeigt aber alsdenn auch besonders die Veränderungen, die der Krieg in der Staatsverfassung von Großbritannien hervorgebracht hat. Hierher gehören S. 78-88. Eduard führte einen sehr glücklichen Krieg mit den Schotten, und der furchtsame Baliol, der mit seinen eigenen Unterthanen unzufrieden, und von den Engelländern in Furcht gesetzet war, ließ alle diejenigen Hülfsmittel fahren, welche sein Volk in dieser Noth noch haben konnte. Er eilte (S. 89.) sich dem Eduard zu unterwerfen, er bezeigte die tiefste Reue wegen seines Ungehorsams gegen seinen Lehnsherrn, und übergab auf eine feyerliche und unwiederrufliche Art seine Krone in die Hände dieses Monarchen. Eduard gab hierauf Befehl, alle Urkunden, und Denkmähler des Alterthums, welche das Andenken der Unabhänglichkeit des Reichs erhalten, und die Ansprüche der Engelländer auf die Oberherrschaft widerlegen könnten, zu zerstöhren. So wurde auch Baliols grosses Siegel zerbrochen, und dieser Prinz selbst nach London geführt, und in dem Tower gefangen gesetzt. Zwey Jahre hernach (S. 90.) erhielt er seine Freyheit wieder, und unterwarf sich einer freywilligen Verbannung nach Frankreich, wo er ohne den geringsten Versuch, seine königliche Hoheit wieder zu erhalten, als eine Privatperson starb. Eduard kehrte mit seiner siegrei-

chen

chen Armee nach Engelland zurück, und suchte nunmehro Guienne, das alte Erbland seiner Familie, so ihm durch die unanständigen Künste des französischen Monarchen geraubet war, wieder zu erhalten.

Diese Eroberung auszuführen, waren beträchtliche Zuschüsse vom Parlament nothwendig, (S. 91.) und Eduard erhielt ohne viele Schwierigkeiten von den Baronen und Rittern eine Bewilligung des Zwölften von allen beweglichen Gütern, und des Achten von der Bürgerschaft. Die grosse, und fast uneingeschränkte Gewalt des Königes machte, daß er ihnen den schwersten Theil der Last auflegen konnte. Und die Vorurtheile, welche er beständig wider die Kirche geheget zu haben scheint, brachten ihn auf den Entschluß, den Geistlichen noch stärkere Schatzungen aufzulegen, und er foderte den Fünften aller beweglichen Güter von ihnen. Er fand hierinn aber eine Widersetzung, die alle seine Maaßregeln auf einige Zeit zernichtete. Der Pabst Bonifacius der achte hatte eine Bulle ausgehen lassen, worinn er allen Prinzen untersagte, ohne seine Einwilligung der Geistlichkeit Steuern aufzulegen, und den Geistlichen verbot sich solchen Auflagen zu unterwerfen, und beyden mit dem Bann drohete, im Fall sie darwider handelten. Die Geistlichkeit widersetzte sich dahero dieser Foderung, und nahm ihre Zuflucht zu der Bulle des Pabstes Bonifacius. Der König berief hierauf (S. 92.) eine Synode, die sich über seine Forderung berathschlagen sollte. Der Primas, den diese Proben

der Entschliessung Eduards nicht schreckten, sagte ihm hier gerade heraus, daß die Geistlichkeit zweyen Souverains gehorchen müßte, einem geistlichen, und einem weltlichen: aber ihre Pflicht verbände sie zu einem genauern Gehorsam gegen den ersten, als den letzten. Eduard (S. 92.) anstatt sich an den Pabst um eine Milderung seiner Bulle zu wenden, entschloß sich sogleich seine Gewalt zu brauchen, und sagte den Geistlichen, sie wären unwürdig eine Wohlthat von ihm zu erhalten, so lange sie sich weigerten, die bürgerliche Regierung zu unterstützen, und er würde sie daher des Schutzes der Gesetze berauben. Dieser muthige Entschluß wurde sogleich in Ausübung gebracht. Den Richtern wurde befohlen, keine Sache anzunehmen, die von einem Geistlichen vorgebracht würde; alle Sachen zu entscheiden, und anzuhören, in welchen sie Beklagte wären, einem jeden wider sie, ihnen aber wider niemand Recht zu geben. Die Geistlichen fanden sich sogleich in den elendesten Umständen. Sie konnten aus Mangel an Unterhalt, nicht in ihren eigenen Häusern oder Klöstern bleiben: wenn sie ausgiengen um Unterhalt zu suchen, so wurden sie von ihren Pferden geworfen, ihrer Kleidung beraubt, von jedem Räuber gemißhandelt, und konnten wegen des größten Unrechts keine Ersetzung erhalten. Unterdessen blieb der König ein gleichgültiger Zuschauer aller dieser Gewaltthätigkeiten, und ohne seine Bedienten zu gebrauchen, um den Priestern einiges Unrecht zuzufügen, rächte

er sich so genug an ihnen, daß sie ihm seine Forderung abschlugen. Der Muth der Geistlichen wurde endlich (S. 93.) durch diese strenge Begegnung gebrochen. Allein diese Handlungen einer gewaltthätigen Regierung breiteten endlich ein allgemeines Mißvergnügen unter jedem Stande aus; und es dauerte nicht lange, so gaben einige von dem grossen Adel, die sowol auf ihre eigene Vorrechte, als auf die Nationalfreyheit eifersüchtig waren, diesen Klagen Unterstützung und Nachdruck. Eduard (S. 94.) wollte eine Armee wider Frankreich unter den Befehlen des Grafens von **Hernford**, und des Grafens von **Norfolck** schicken. Allein, diese beyden Grafen wollten seinen Befehl nicht vollziehen, sondern sagten, sie wären vermöge ihrer Aemter nur verbunden, seiner Person im Kriege zu folgen. Hierauf erfolgte ein heftiger Streit, und der König wandte sich in der Hitze seines Zorns zu dem Grafen von Hernford, und rief aus: **Herr Graf, so wahr Gott lebt, sie sollen entweder zur Armee gehen, oder hängen! So wahr Gott lebt, Herr König, erwiederte Hernfort, ich will weder gehen noch hängen.** Und sogleich reisete er mit dem Marschall, und mit mehr als dreißig andern Baronen ab.

Diese Streitigkeiten erläutert der Verfasser noch ferner (S. 95.) und kömmt endlich auf den bekannten Freyheitsbrief der Nation, den endlich Eduard (S. 96.) bestätiget. Da aber das Volk (S. 97.) nach so vielen Bemü-

hungen sich in dem sichern Besitz seiner Freyheiten glücklich schätzte, erstaunte es, als es im Jahre 1305. erfuhr, daß Eduard sich heimlich nach Rom gewendet, und von diesem erkauflichen Hofe eine Freysprechung von allen Eiden und Verpflichtungen, die er so oft wiederholet, die Freyheitsbriefe zu beobachten, erhalten hätte. Ob er demnach nun gleich die Freyheitsbriefe von neuen bestätigte, so hielt er doch die päbstliche Bulle so weit für gültig, daß sie ihm die Gewalt vorbehielt, bey einer bequemen Gelegenheit die willkührliche Gerichtsbarkeit wieder eben so weit auszudehnen, als vorhin. Wenn er sich gleich dieser Gewalt nicht wirklich bedienet hat, so können wir doch nur glauben, daß es ihm an einer bequemen Gelegenheit darzu gefehlet habe. So wurde endlich, nach einem Streit von beynahe einem ganzen Jahrhundert, der jederzeit mit einer gewaltigen Eifersucht, und zugleich mit öffentlichen Unruchen verknüpft gewesen war, der grosse Freyheitsbrief festgesetzt, und die englische Nation hatte die Ehre, diese Bewilligung durch ihre Standhaftigkeit von dem geschicktesten kriegerischsten und stolzesten aller ihrer Könige erzwungen zu haben. - - -

Nunmehro setzte Eduard den Krieg wider Frankreich fort. Dieser hatte sich seine Abwesenheit zu Nutze gemacht, war in die Niederlande eingefallen, hatte die flanderischen Truppen geschlagen, und verschiedene Plätze eingenommen. Allein Eduard, der von einer englischen Armee von 50000 Mann unterstützt war, konnte seinen Siegen

gen bald Einhalt thun: und weil Philipp die schwachen Hülfsquellen seines Reichs bereits erschöpft fand; so fieng er an einen Einfall in Frankreich selbst zu besorgen. Auf der andern Seite hatte der König von Engelland die von dem römischen Könige Adolph erwartete Hülfe, die er sehr theuer erkauft, nicht erhalten; er hatte überdem auch sehr wichtige Gründe, in Engelland zu bleiben, und wünschte daher einen Krieg, der seine Truppen nur von wichtigern Unternehmungen abhielt, auf anständige Bedingungen endigen zu können. Diese Gesinnungen der beyden Monarchen verursachten bald eine Unterlassung der Feindseligkeiten auf zwey Jahre, und machten, daß sie ihre Streitigkeiten der Entscheidung des Pabstes Bonifacius unterwarfen. Eduard und Pilipp aber (S. 98.) welche gleich eifersüchtig auf die päbstlichen Ansprüche waren, rückten in ihr Appellationsschreiben sorgfältig mit ein, daß Bonifacius mit ihrer Einwilligung als eine Privatperson zum Richter ihrer Streitigkeiten gewählet sey, nicht vermöge seines Rechts seiner päbstlichen Würde: und der Pabst, ohne durch diese demüthigende Clausel beleidiget zu scheinen, sprach ein Urtheil, womit beyde Parteyen zufrieden waren. -- S. 99 - 111. werden die drey zu verschiedenen Zeiten erfolgten Empörungen der Schotten beschrieben, unter welchen endlich der König mit Tode abgeht. Seinen Charakter hat Herr Hume mit folgenden Worten abgezeichnet: Die Unternehmungen, welche dieser Prinz vollführte, und die Entwürfe,

welche er machte, und fast zum Beschluß brachte, waren klüger, wurden ordentlicher geführet, und waren dem wahren Besten des Reichs vortheilhafter, als alle, welche vor ihm, oder nach ihm gemacht sind. Er gab der Regierung, die durch die Schwachheit seines Vaters in Unordnung gerathen war, wieder ein Ansehen: er beschützte die Gesetze wider alle Angriffe der unruhigen Baronen; er vereinigte das Fürstenthum Wallis völlig mit der Krone: er nahm die weisesten und wirksamsten Maaßregeln, Schottland in denselben Zustand zu setzen; und ob man gleich mit Recht an der Billigkeit dieser letzten Unternehmung zweifeln kann, so versprachen die Umstände der beyden Reiche doch einen gewissen Fortgang, und der Vortheil von der Vereinigung der ganzen Insel unter einem Haupte war so sichtbar, daß diejenigen, welche bey den Maaßregeln der Prinzen, den Staatsursachen viel nachsehen, diesen Theil seiner Aufführung nicht mit vieler Strenge beurtheilen können. Allein Eduard, so tadelnswürdig auch in Ansehung der Gerechtigkeit sein Charakter scheinen mag, ist ein Muster eines politischen und kriegerischen Königes. Er besaß Fleiß, Einsicht, Muth und Lebhaftigkeit, und Entschlossenheit zu Unternehmungen: er war bey unnöthigen Ausgaben sparsam; er wußte, wenn es die Umstände forderten, die öffentlichen Schätze zu eröfnen; er bestrafte Verbrecher mit Strenge; er war gegen seine Bediente und Hofleute gesprächig und gnädig; und da er eine majestätische Bildung hatte,

auch

auch in allen Uebungen des Leibes wohl erfahren war, so konnte er den Pöbel durch sein äusserliches Ansehen einnehmen, und den Beyfall von Leuten vom Verstande durch seine wahre Tugenden erhalten. - -

Nach diesem Charakter fügt der Verfasser einige Betrachtungen über die Verfassung der Britten unter diesem Könige Eduard bey. Der vornehmste Vortheil, welchen die Engelländer unter der Regierung dieses Prinzen erlangten, war die Verbesserung, Ausdehnung, Aenderung und Einrichtung der Gesetze, welche Eduard in Gültigkeit erhielt, und der Nachkommenschaft sehr verbessert hinterließ. Der Verfasser macht hierbey eine Maxime, die wir ihm aber wieder zurück geben wollen. Er sagt: S. 112. Denn die Verrichtungen eines weisen Gesetzgebers dauern gemeiniglich fort, wenn die Eroberungen eines Sieges öfters mit ihm untergehen. - - - Dieses Verdienst hat dem Eduard mit Recht den Beynamen des englischen Justinians erworben. Die zahlreichen Gesetze, welche unter dieser Regierung gemacht wurden, betreffen nicht allein die vornehmsten Theile der Rechtsgelehrsamkeit, und verdienen mit Recht den Namen einer Einrichtung; sondern die Regelmässigkeit seiner Regierung gab auch Gelegenheit, das Landesgesetz zu verbessern, und brachte die Richter zu einer Gewißheit in ihren Entscheidungen, und die Rechtsgelehrten zu einer Präcision in ihrem gerichtlichen Vortrage. Eben so viele Verdienste

hat

hat Eduard um die Ausübung der Gesetze. Er errichtete statt des Gerichtshofes der Schatzkammer, vier verschiedene Gerichtshöfe, davon ein jeder, ohne von einer andern Obrigkeit abzuhangen, über seine verschiedenen Zweige regierete; und da die Rechtsgelehrten durch ihre Erdichtungen Mittel fanden, eine Streitsache von einem Gerichtshofe nach dem andern zu bringen, so wurden die verschiedenen Höfe Nebenbuhler, und hielten sich einander im Zaum, ein Umstand, der sehr darzu diente, die Ausübung der Rechtsgelehrsamkeit in Engelland zu befördern. - - Allein obgleich Eduard seine ganze Regierung hindurch ein Freund der Gesetze und der Gerechtigkeit zu seyn schien; so kann man doch nicht sagen, daß er ein Feind der willkührlichen Gewalt gewesen sey. Der Verfasser rechnet daher S. 113. seine gewaltsame Plünderung und Verbannung der Juden: die Erklärung, welche die ganze Geistlichkeit des Schutzes der Gesetze beraubte: die Confiscirung aller Wolle und alles Leders im Königreiche: die Steigerung der Auflagen auf die vormals theuern Waaren: die Beraubung der Kirchen und Klöster, denen er Geld und ihr Geräthe nahm, ehe er noch einmal einen Streit mit den Geistlichen hatte, u. s. w. Gegen die Kirche beobachtete Eduard eine ganz entgegengesetzte Staatskunst. Es scheint, daß er der erste christliche Prinz gewesen sey, der eine Verordnung gab, wodurch die Güter unveräusserlich wurden. Eduard war auch sehr aufmerksam, die Anmassungen der Kirche

ein-

einzuschränken, und wenn man seinen Eifer für die Kreuzzüge, der ihm beständig anhieng, so lang er lebte, ausnimmt, scheint er sonst wenig von dem Aberglauben, dem Fehler vornemlich schwacher Seelen, angesteckt gewesen zu seyn. Allein die Liebe zu Kreuzzügen war damals eigentlich die Liebe zum Ruhme. - - Aus dieser genauen Entwickelung der Regierung Eduards, (denn die übrigen Regierungen enthalten eben den Plan, und eben diese Vorstellung,) werden die Leser selbst leicht urtheilen können, ob die Lobsprüche, welche wir dem Herrn Hume gegeben haben, übertrieben, oder der Wahrheit angemessen sind!

Abregé Chronologique ou Histoire des Decouvertes faites par les Europeens dans les differentes parties du Monde par M. *Jean Barron*, Auteur du Dictionnaire Géographique traduit de l'Anglois *par Mr. Targe*. XII. tomes à Paris 1766.

Viele Personen, die zu keinen Seeleuten bestimmt sind, und keine Freude haben, von ihrer Stube aus mit den Wellen zu spielen, liessen sich bisher abschrecken, Seereisen zu lesen. Wir können sie aber versichern, daß man sie in gegenwärtigem Buche weniger als in andern, mit Veränderungen der Magnetnadel unerheblichen Tagregistern

gistern und andern Kleinigkeiten plagen, und sehr viel unterrichtendes erzählen wird.

Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unangenehm, wenn wir ihnen das merkwürdigste daraus vor Augen legen. Wir werden hierbey besonders unser Augenmerk auf den **Menschen**, den wichtigsten Theil unter allen Entdeckungen, richten, und **so lange** wir von diesem genug zu reden haben, die Nachrichten von Schätzen, Gold- und Silberbergwerken Kaufleuten und kaufmännischen Seelen überlassen.

1. **Reise des Colombs**, die sein Sohn, theils als Augenzeuge, theils aus den Papieren seines Vaters, theils aus den Nachrichten derer, die Theil an den Entdeckungen desselben hatten, beschrieben. In dem zweyten Capitel dieser Reisebeschreibung (denn das erste, das die **bekannten** Schicksale des Colombs vor und auf seiner Reise enthält, übergehen wir) finden wir eine kurze Beschreibung der Einwohner von der zuerst entdeckten Insel St. Salvador. Eine grosse Anzahl Indianer, heißt es, war (bey der Anlandung des Colombs) zugegen, und schienen sehr aufrichtig, ruhig und friedlich zu seyn. Colomb ließ ihnen rothe Kappen, Halsschnüre von Glas und andere Kleinigkeiten austheilen, die sie mit der äussersten Begierde aufnahmen: nicht sowol wegen den Werth, den sie diesen Sachen **selbst** beylegten, sondern weil sie von **weissen Leuten**, die sie **vom Himmel herabgestiegen zu seyn glaubten**, etwas besitzen wollten. Sie hatten eine

eine offene Mine, regelmässige Züge, ausser daß ihre hohen Stirnen bey dem ersten Anblick etwas wildes hatten. Die Gesichter von einigen und die Leiber von andern waren schwarz, weiß und roth bemahlt, ohnerachtet eine kleinere Anzahl nur die Augen und die Nase gefärbet hatten. Alle waren gänzlich nackend, sowol Männer als Weiber. Sie hatten so gar keine Kenntniß von den europäischen Waffen, daß sie solche bey der Schneide ergriffen, ohne zu vermuthen, daß sie einigen Schaden hiervon bekämen. Sie hatten kein Eisen und bedienten sich hölzerner Pfeile, die mit Fischbein bewafnet waren. Einige von ihnen hatten Zeichen von Wunden an ihrem Leibe, und als man sie durch Zeichen fragte, woher sie solche bekommen hätten, so antworteten sie in gleicher Sprache, daß sie solche bey Vertheidigung ihrer Freyheit wider die Einwohner anderer Inseln, die sie zu Sklaven machen wollten, erhalten hätten. Dieses Volk schien sehr sinnreich, und hatte eine so bewegliche Zunge, daß sie alle Worte, die sie höreten, mit einer deutlichen Aussprache wiederholten. - - Es ist kein Zweifel, daß der meiste Theil der Spanier begieriger nach ihren goldenen Nasen- und Ohrenbehenken gewesen sind, als nach einer genauen Kenntniß dieser Leute: aber wie rührend hätte der erste Anblick dieser neuen Art von Menschen für einen Philosophen werden müssen, und wie viel Stoff zum Nachdenken hätte ihm eine Erforschung ihrer Fähigkeiten, Neigung, Gewohn-

wohnheiten, Sitten u. d. gl. und eine Vergleichung derselben mit uns gegeben!

In eben diesem Capitel finden wir auch eine Beschreibung der Innwohner von **Cuba**. Die Vornehmsten einer Stadt, heißt es, giengen den Spaniern entgegen, führten sie an dem Arm in eine Stadt, gaben ihnen ein geräumiges Haus ein, und setzten sie auf hölzerne Stühle, die die Gestalt wunderbarer Thiere hatten, deren Augen und Ohren von Gold waren, und deren Rücken zum Sitz diente. Die Indianer setzten sich rund um sie herum auf den Boden, küßten alsdenn einer nach dem andern die Füsse dieser Fremdlinge, von welchen sie glaubten, daß sie von dem Himmel herunter gestiegen wären. Hierauf legten sie ihnen gekochte Wurzeln vor, und baten sie, einige Tage bey ihnen zu bleiben und auszuruhen. Nachdem sich die Männer zurückbegeben hatten, so traten die Weiber herzu, küßten ihnen gleichfalls Füsse und Hände, und legten ihnen ihre Getränke vor. Ein grosser Haufe von diesen Leuten wollten sie zu ihren Schiffen begleiten: allein die Spanier schlugen es ab, und nahmen blos den König mit sich. - - Wenn man diese freundschaftliche Aufnahme höret, wem muß das Herz nicht bluten, wenn er an die hernach erfolgte Grausamkeiten der Spanier, dieser **vom Himmel gestiegenen Ungeheuer**, denkt! In dem dritten Capitel lesen wir von eben diesen Insulanern, daß sie Spinnen, rohe Fische und Würme, die im faulen Holze wächsen, essen. Colomb leidet

Schiff-

Schiffbruch, und ein Kazike (Regent) befiehlt seinen Indianern, **mit Thränen des Mitleids in den Augen**, dem Admiral beyzuspringen, welches sie alsbald thun, alles, was einigen Wehrt hatte, retteten, und genau bewahrten! Eben dieser Indianer bezeugte ihm den andern Tag durch die stärksten Zeichen der Traurigkeit sein Mitleiden, giebt ihm zu verstehen, daß er Herr von allem dem Seinigen wäre, und schenkt ihm einige Masken, deren Augen, Nase und Ohren von Gold waren. Da er die Begierde der Spanier nach diesem Metall sahe, so versprach er ihnen eine grössere Menge davon, die von einem andern Bezirk käme, zu geben.

Nach dem Bericht des fünften Capitels nahmen die Spanier einige Indianer gefangen. Die Mannsbilder davon waren Verschnittene, in welchen Zustand sie die Caraiben versetzt hatten, in der Absicht, sie, wie in Europa die Capaunen, dadurch zu mästen.

Sechstes Capitel. In einem Durchmarsch durch die Insel Hispaniola trafen die Spanier ein Volk an, welches alles in Gemeinschaft zu haben schien, ohne einige Kenntniß des Eigenthums, wie es unter den Christen ist. Sie wollten verschiedene Sachen, die ihnen gefielen, von den Spaniern nehmen, und schienen **erstaunt zu seyn, daß man sie hieran verhinderte.** Das achte Capitel ist sehr merkwürdig, und handelt von der Religion der Innwohner von Hispaniola, wovon Colomb selbst schrieb, daß nicht

allein auf dieser Insel, sondern auch in den andern, eben so wie auf dem festen Lande, ein jeder Kazicke ein von den andern abgesondertes Haus hätte, um gewisse Bilder von Holz, die sie **Cemib** nennten, und vor welchen sie viele andächtige Ceremonien und Gebeter machten, darinnen aufzubehalten. In einem jeden dieser Tempel lag auf einem runden Tische ein gewisser Staub, den man dem Götzenbilde auf das Haupt streute. Die Andächtigen zogen ihn durch einen hohlen Canal an sich, wiederholten ein unverständliches Geschwätz, und fielen vermittelst dieses Staubs in eine gewisse Art von Trunkenheit. Diese Götzenbilder hatten verschiedene Namen, die sie ohnfehlbar von den Voreltern des Kazicken trugen. Einige unter ihnen wurden mehr geachtet als die andern, und daher kam es auch, daß manches öfters gestohlen wurde. Bey Begehung ihrer Feste vermieden sie die Christen sehr sorgfältig, und litten nicht, daß sie in die Oerter ihrer Andacht kommen durften. Als sich aber einige Spanier gewaltsam und unversehens in einen solchen Tempel begaben, so fieng der Cemi an (der hohl und an einem verborgenen Orte durch ein Rohr von einem Menschen inspirirt wurde, und alles was der Kazicke wollte, das Bild sagen ließ) aus vollem Halse wider sie zu schreyen. Die Christen aber stiessen den Cemi mit Füssen um, und entdeckten die Betrügerey. Allein der Kazicke bat sie äusserst, es seinen Unterthanen nicht zu entdecken, weil ihn dieses des Mittels berauben würde, sie in Gehorsam zu erhalten.

ten. - - - So giebt es denn also in allen vier Welttheilen Religionsbetrüger! Doch was ist wirksamer, als der Vorwand der Religion? - - Fast alle Vorsteher hatten auch drey Steine, welche sie und ihre Unterthanen mit aller Andacht verehrten. Sie sagten, einer stehe dem Getraide, der andere der Geburt der Frauen, und der dritte dem Wetter vor. Wenn ein kranker Indianer ausser Hofnung zu seyn schiene, so wurde er auf Befehl des Kazicken erdrosselt, und seine Anverwandten hatten die Wahl, ihn verbrennen, begraben oder einbalsamiren zu lassen. Bey einigen die man einbalsamirt und getrocknet hatte, legte man Brod und Wasser zu ihrem Kopf, und andere legte man in Hölen, und gab ihnen eine gleiche Wegzehrung. Als der Kazicke von dem zukünftigen Leben gefragt wurde, so antwortete er, daß er nach seinem Tode in ein gewisses Thal kommen, allda seine Verwandte und Voreltern antreffen, und mit ihnen trinken, essen, und alle sinnlichen Lüste in höchstem Grad geniessen würde. - - Wie tief stecken die Lockspeisen des Mahomets in dem menschl. Herzen!

Eben dieses Capitel wird sich den Liebhabern der Amazonen empfehlen, das ihnen zwo Inseln, die damit bewohnet werden, zeigt. Ausser der bewundernswürdigen Stärke, die es ihnen beylegt, und wovon es ein Exempel giebt, sagt solches, daß sie ihr Geschlecht vermittelst hierherkommender Männer von andern Inseln fortpflanzten, und eine in diesen Gegenden sonst nicht gebräuchliche Wissenschaft hätten, die Astronomie ein wenig ver-

stünden, und die Zeit nach dem Auf- und Untergang der Sterne abmässen. - - Aber wie kommt es, daß die auf dieser Insel gefangene Amazonin die Frau eines **Kazicken** genennet, und zugleich gesagt wird, die ganze Insel sey **nur** mit Weibern besetzt? In dem neunten Capitel wird man lachen, wenn man sieht, was die Musik und das Tanzen der Spanier für einen Eindruck auf die Indianer gemacht hat. Als diese die Gebärden sahen, die jene dabey machten, so setzten sie sich in Vertheidigung, ergriffen ihre Schilde und Bogen: so daß der Admiral gezwungen wurde, auf sie schiessen zu lassen, und sie zu verjagen.

Bey den Innwohnern der Insel Paria finden wir, daß die Mannsbilder ihren Kopf und Schaam mit etwas bedecken, die Weiber hingegen, so wie die von der Insel der **Dreyeinigkeit**, ganz nackend gehen. - - Eine Ausnahme, die ich sonst nirgends gefunden habe. Denn sonst sind gemeiniglich die Weiber ein wenig bedeckt, wenn die Männer nackend gehen, so wie sie auch unter allen Völkern immer einigen Putz haben, sollten sie auch nur ihre Haare mit Fischtran oder Urin einschmieren. Das zehnte Capitel beschäftiget sich mit dem pflichtlosen Verhalten der Spanier. Es ist sehr lehrreich in dieser Reisebeschreibung das Verhalten zweyer verschiedener Arten von Menschen zu sehen. Die Spanier dürsten nach Gold; sehen es; werden ungerecht, wollüstig, faul, aufrührerisch. Die Indianer erstaunen; entfliehen; lassen sich einnehmen; sind leutselig; werden unterjocht und

suchen alsdenn, sich von der Herrschaft ihrer neuen ungerechten Herrn loszuwickeln. Beyde Charaktere kann man aus der Lage der Gemüther erklären. Aber was wird man denken, wenn man den Colomb für seine getreue Dienste in Ketten geschlagen sieht? Colomb behielt sie sein ganzes Leben hindurch in seinem Zimmer, und befahl, daß man sie nach seinem Tode in seine Bahre legen sollte, welches auch geschahe.

Eilftes Capitel. Als der Bruder des Colombs seinem Secretär befahl, die Antworten der Indianer aufzuschreiben, so wurden diese äusserst bestürzt, nachdem sie Dinte und Papier sahen, die sie für Zauberinstrumente hielten und davon flohen. Besonders da sie auch vorher schon aus Furcht verschiedene, Beschwörungen ähnliche, Gebräuche verrichteten, ehe sie sich den Spaniern naheten. Zwölftes Capitel. Die Indianer einer Insel ermannten sich so, daß sie anfangs nicht mehr flohen, als man eine Canone lösete, ein Geschrey erregten, und mit ihren Stecken an die Bäume schlugen, gleichsam als verachteten sie diesen Schall, den sie für die **Wirkung eines Donners**, um sie zu erschrecken, hielten. So groß aber dieser Muth war, so groß war ihr Schrecken und so schleunig ihre Flucht, als sie die Wirkung eines solchen ehernen Donners unter ihnen sahen.

Das vierzehnte Capitel zeigt, was die Klugheit öfters in gefährlichen Umständen auszurichten im Stande ist. Colomb, der in einer grossen Verlegenheit war, weil ihm die von den Spaniern

beleidigte Indianer keine Lebensmittel mehr brachten, wußte, daß in dreyen Tagen eine Mondsfinsterniß vorfiele, und beschloß, sich solcher zu seinem Vortheil zu bedienen. Er sagte daher denen Indianern, daß das allmächtige und gerechte Wesen über ihr Verfahren erzürnt sey, sie mit Pest und Hunger strafen würde, und daß zum Zeichen dieser Sache der Mond in dreyen Tagen mit Blut bedeckt werden würde. Diese Prophezeyung hatte verschiedene Wirkungen bey den Indianern. Einige wurden dadurch, der Absicht gemäß, erschreckt, aber andere spotteten darüber, und hielten es für eine leere Fabel. Allein, da sich die Mondsfinsterniß wirklich eräugnete, so verbreitete sich eine allgemeine Bestürzung über sie, kamen von allen Seiten mit Lebensmitteln herbey, baten den Admiral mit grossem Geschrey und Wehklagen, daß er bey Gott eine Fürsprache für sie einlegen möchte und versprachen, ihm alles zu bringen, was er wollte. Colomb sagte ihnen seine Fürsprache zu, und verschloß sich, während daß sie aussen blieben, ein Geheule erhuben, und um seinen Beystand baten. Da er merkte, daß die Mondsfinsterniß abnahm, so gieng er heraus und sagte ihnen, daß sie sich freuen könnten, weil er von Gott ihre Vergebung erhalten hätte, wenn sie künftig gegen die Christen freygebig seyn würden; und daß daher der Mond bald wieder mit seiner vorigen Klarheit scheinen würde. Die Erfüllung hiervon that alle Wirkung bey ihnen: nicht zwar, als ob sie nie keine Mondsfinsterniß gesehen hätten,

sondern

sondern weil sie es für ohnmöglich hielten, ohne unmittelbare Correspondenz mit Gott sie vorhersagen zu können. Und aus dieser Ursache hielten sie den Colomb für einen von dem Himmel besonders begünstigten Mann.

Dieses Capitel und diese Reisebeschreibung beschließt sich mit dem Tode und der Grabschrift des Colombs: „Colomb hat Castilien und Leon eine „neue Welt gegeben.„

Die zweyte Reise, die hier beschrieben wird, machte **Gama**. Nachdem ihn der Leser lange auf dem Meere begleitet hat, und von der Untreue einiger indianischen Könige unterrichtet ist, so kommt er mit ihm nach **Calecut**, sieht ihn da anfangs gut aufgenommen, alsdenn von den Arabern verläumdet, von den Calecutern angegriffen, sich sehr gut vertheidigen und alsdenn nach Lissabon zurückkehren. Eine Schilderung von den Sitten der Calecuter wollen wir nicht übergehen. Diese Völker sind dem Heidenthum sehr abergläubisch zugethan. Sie haben eine grosse Anzahl von Tempeln, und ein grosses Zutrauen zu ihren Priestern, oder Braminen, sowol in geistlichen als weltlichen Sachen. Der König wird von ihnen in den Geheimnissen der Religion unterrichtet, und ihre Personen sind so geehrt, daß sie selbst in Kriegszeiten einen freyen Zutritt zu beyden Parthien haben, und daß man es als die größte Gottlosigkeit ansehen würde, ihnen einige Gewaltthätigkeit zuzufügen. - - Ihre Religion ist mit der niederträchtigsten Verstellung vermischt, und unter ihren

Flügeln üben sie die betrüglichsten Kunstgriffe aus. Sie sind genaue Beobachter von Zeichen und Wahrsagungen, und feyren d. 22. Octob. ein grosses Fest, wo nicht allein Kinder, sondern auch alte Leute wider einander so hitzige Scharmützel führen, daß viele an den erhaltenen Wunden sterben. Allein dieser Tod wird mit der größten Begierde verlangt, in der Meinung, er führe sie unmittelbar zum ewigen Glück. Sie haben noch einige andere Feste, wo einige Andächtige immer bereit sind, ihr Leben öffentlich aufzuopfern. -- Die Edelleute haben die Erlaubniß nicht, sich zu verheirathen, aus Furcht, die Haussorgen möchten sie faul machen und von dem Krieg entfernen. Aber sie können Beyschläferinnen haben, welche jedoch von ihrer Geburt seyn müssen, da es wider die Gesetze läuft, sich mit niedrigern zu verbinden. Und wenn ein Edelmann von diesem Verbrechen überzeugt ist, so wird er alsobald von andern dergleichen in Stücken gehauen. Jungfrauen vom Stande können sich auch unter obiger Bedingung so viele Liebhaber halten, als es ihnen beliebt, und die Eifersucht ist ihnen demnach gänzlich unbekannt. - - Der Hochmuth der Edelleute ist so groß und so ungereimt, daß sie ihren Adel für befleckt halten, wenn sie zufälliger Weise einen gemeinen Menschen anrühren, und denken, daß dieser Flecken nicht anders als in seinem Blute könne abgewaschen werden. Daher ist das Volk von einer niedern Classe genöthiget, seinen Stand, wenn es auf der Strassen geht,

laut

laut auszurufen, um solche gefährliche Begegnungen zu verhüten. Die schändlichsten Laster bringen niemanden um seinen Adel, und eine Person von geringer Geburt kann ihn, auch selbst durch die rühmlichsten Thaten nicht erlangen.

Das übrige in dieser Reise geht den Gewürzhandel an. Und wer es noch nicht weiß, wissen will, und zu wissen nöthig hat, daß hier ein grosser Gewürzhandel getrieben wird, mag es immer lesen. Nach dieser Reise kommt **die Reise des Entdeckers von Brasilien, Cabral,** vor. Wir wollen Theil daran nehmen, und uns mit den Brasilianern ein wenig bekannt machen. Die Einwohner haben keine Buchstaben, Religion, Regierung und Gesetze. Sie erwählen in einem Kriege denjenigen unter ihnen zum General, den sie für den tapfersten und erfahrensten halten. -- Sie ernähren sich hauptsächlich von der Jagd, essen aber auch, wenn es die Noth erfordert, Affen, Eydechsen, Schlangen und Mäuse. - - Sie halten viel auf Wahrsagungen, und messen der Zauberkunst grossen Glauben bey, die von Männern unter ihnen, welche sehr geehrt, und in allen Sachen zu Rath gezogen werden, getrieben wird. Nebst andern Ceremonien schlucken diese den Rauch einer gewissen Pflanze in sich, wovon sie betrunken werden, anfangen zu taumeln, mit den Zähnen zu knirschen, einen Schaum vor dem Mund zu bekommen, die Augen und die Glieder zu verdrehen, welches alles die Zuschauer als eine göttliche Inspiration ansehen. In dieser Raserey lassen sie Reden

ohne einige Verbindung von sich hören, die man wie Göttersprüche, anhört. Sie sind immer mit einer Menge umgeben, die ihre Ehrfurcht mit Zurufungen, Gesängen und Tänzen an den Tag legt: Die schönsten Frauen, sie mögen nun verheirathet seyn oder nicht, werden ihnen zum Gebrauch gegeben. - - Niemals fangen die Brasilianer einen Krieg an, um ihr Gebiet zu erweitern, sondern nur **um ihre Ehre** zu vertheidigen, wenn sie solche durch einiges Unrecht angegriffen zu seyn glauben. Alsdenn erwählen sie einen Rath, der aus alten Leuten besteht, um die Ausgaben und Zurüstungen zu dem Kriege zu bestimmen. Nach diesem erwählen sie einen General, welcher bey seinen Landsleuten von Haus zu Haus herumgeht, und sie durch eine Rede zu rühmlichen Thaten aufmuntert. - - Nach einer Schlacht ißt man alsbald einen Theil der Gefangenen, die übrigen aber spart man zu Festen auf, mästet sie inzwischen, und giebt ihnen sogar zu ihrem Zeitvertreib Frauen, welche ihnen an dem bestimmten Tage ihrer Hinrichtung und Auffressung **zum Zeichen ihrer Zuneigung** den Strick um den Hals werfen, woran sie zum Tode geführet werden. Man erstaunt, wenn man die vorhergehenden vielen Umstände, ausgesuchte Grausamkeiten, unmenschliche Freudensbezeugungen dieser Leute, und die Standhaftigkeit, Spottreden und Unempfindlichkeit des Gefangenen erzählen hört. Wir müssen, weil die Beschreibung davon zu lang ist, den Leser dahin verweisen. Vielleicht wird er alsdenn über die Verschieden-

heit

heit der menschlichen Gemüther, und die Macht der Gewohnheit über die Empfindungen der Menschen mit uns erstaunen.

Endlich tritt Cortes in der vierten Reisebeschreibung auf, und eröfnet einen Schauplatz der unmenschlichsten Grausamkeiten, deren ein Geschöpf wider das andere von seines Gleichen nur immer fähig ist. Zwar müssen wir es diesem Mann nachsagen, daß er sein Schwerdt wider die Americaner nur alsdenn gebrauchte, wenn er sie als Feinde ansahe, und seine Nachfolger hingegen sich alle Arten von ungerechten Grausamkeiten erlaubten: Allein, wenn der Cortes in den Diensten seines Königes diejenigen als Feinde ansieht, die diesen verdächtigen Fremdlingen sich widersetzten: so thut die **Menschlichkeit** einen andern Ausspruch.

Drittes Capitel. Die Spanier suchten diejenigen, denen sie ihre Freyheit und Gold nahmen, zum Christenthum zu zwingen. Ob diese christlichen Würger dieses aus Liebe vor die ewige Seligkeit dieser armen Leute, oder aus Staatsabsichten, oder aus einem blinden Eifer gethan haben, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. - - - Als Cortes noch auf der Insel Cozumel war, so sahe er einen sehr heilig gehaltenen Tempel, worinnen ein Götzenbild von menschlicher Gestalt und schrecklichem Ansehen war. Das Volk fand sich in grosser Menge dabey ein, und hörte einem Priester zu, der mit vieler Ernsthaftigkeit und Nachdruck zu predigen schien. Cortes wurde über die Unge-

reimtheit dieses Gottesdienstes entrüstet, und sagte daher zu dem Kazicken, daß er einer so teuflischen Religion absagen, und seine Unterthanen ebenfalls hiezu zwingen müsse, wenn die Freundschaft, die unter ihnen sey, bestehen sollte. Er begleitete diese drohende Bekehrungssucht mit so **starken** Gründen für die christliche Religion, daß jener ganz beschämt und **furchtsam** um die Erlaubniß bat, mit seinen Priestern, denen er ein unumschränktes Ansehen in Religionssachen überliesse, sich befragen zu dürfen. Alsbald erschienen diese vor dem Cortes, und da sie die Ursache ihrer Vorforderung hörten, so stiessen sie mit heftigem Geschrey wider diejenigen, die ihren Gottesdienst stören wollten, viele Verwünschungen aus, und droheten solchen gottlosen Reformatoren mit (**dem allgemeinen Hülfsmittel des Aberglaubens**) der göttlichen Rache. Allein, ohne auf diese Drohungen zu achten, gab Cortes den Befehl, den Altar einzureissen und das Götzenbild in Stücken zu schlagen. Die Barbaren wurden hiebey von Schrecken und Erstaunen eingenommen: Allein bald veränderten sich solche in eine **Verachtung** für ihre Götter, nachdem sie sahen, daß die Christen diese Befehle ohne einiges Unglück vollzogen. Zehntes Capitel. Eben diesen Eifer bezeugte Cortes bey einem Fest von Menschenopfern mit gleicher Wirkung. Er hatte gehört, daß die Indianer die **Zempoaller**, bey einem ihrer feyerlichsten Feste Menschen geschlachtet, in Stücken zerhauen, und solche Stücke dem Volk, als eine heilige Nahrung verkauft

kauft hatten. Voll Unwillen befahl er alsbald den Kazicken gefangen zu nehmen, verhinderte dadurch seine Unterthanen, etwas wider ihn unternehmen zu können, fieng an, voll von Enthusiasmus, wider die barbarische Grausamkeit ihrer Religion zu reden, und befahl den Indianern mit ihren eigenen Händen ihre Götzenbilder einzureissen. Allein diese warfen sich mit dem Gesichte auf die Erde, heuleten und versicherten, daß sie lieber alle Arten von Marter ausstehen wollten, als ein so gottloses Verbrechen begehen. Alsdenn befahl er dieses seinen Soldaten, welche die Götzenbilder in einem Augenblick einrissen und zerschmetterten, während daß die Indianer erstaunt und unbeweglich da stunden, und die göttliche Rache erwarteten. Aber da sie sahen, daß sich ihre Götter nicht vertheidigen konnten, so verachteten sie solche, und halfen endlich denen Spaniern selbst, die Ueberbleibsel ihrer Gottheiten zu verbrennen. -- Wie sehr verblenden **einheimische** Vorurtheile die Augen! Cortes mußte bey seinem Eifer wider die Menschenopfer nicht an die Inquisition gedacht oder sie anders angesehen haben. --- Oder vielleicht haben nur Christen das Vorrecht, gefangene Menschen zu opfern. ---

Der zweyte Band enthält die Fortsetzung der übrigen Unternehmungen der Spanier und Americaner wider einander, und zugleich eine merkwürdige Beschreibung des mexicanischen Reichs und Staats. Es thut uns leid, daß wir viele Merkwürdigkeiten übergehen müssen.

Zwölf-

Zwölftes Capitel. Die Tlascalaner hatten eine ordentlich errichtete Republik, welche mit Rom einen gleichen Ursprung hatte, und von der Tyranney der Könige herkam. Es scheint, die menschliche Natur entwickle sich überall auf einerley Art. So tapfer diese Republikaner waren, und sich auch wirklich in einer Schlacht erwiesen: so sehr fürchteten sie sich für den Pferden, die sie für übernatürliche Ungeheuer ansahen, und in der größten Bestürzung vor ihnen flohen. Als sie daher eines davon getödtet hatten, so trug man den Kopf desselben, im Triumph vor dem General her, sandte ihn nach Tlascala, und opferte ihn daselbst auf das feyerlichste. Der Senat dieser Leute hielt dafür, die Spanier, die sie in einem grossen Treffen überwunden hatten, wären Zauberer, und entschloß sich daher Zauberey gegen Zauberey zu setzen. Man fragte die Wahrsager, und vernahm von ihnen, daß die Spanier, welche Kinder der Sonne wären, eine überlegene Stärke aus der Wärme, und den lebendigmachenden Stralen dieses Gestirns zögen, daß aber dieser Einfluß bey dem Untergang desselben aufhöre, daß sie alsdenn in Zaghaftigkeit verfallen und wie Gras verwelken würden. Sie schlugen daher für, daß man sie bey Nacht angreifen sollte, in welchem Fall man sie alsdenn schlagen könnte, ehe sie durch die aufgehende Sonne wieder belebt würden --- Vergebens erwartete man die Erfüllung dieser Weissagung, indem die Spanier eben so gute Freunde des Monds als der Sonne waren, und

ihre

ihre nächtlichen Angriffe vereitelten. Uebrigens waren die Glieder des Raths kluge Leute, und dieses ist auch nicht der erste Beweis, daß kluge Personen abergläubisch seyn können. Die Wahrsager mußten ihre Chimären theuer bezahlen. Zween davon wurden den Göttern geopfert.

In den folgenden Capiteln trift man vieles von dem Montezuma, dem König der Mexicaner, und dem Cortes an. Wir begnügen uns von beyden ihre Charaktere zu entwerfen, und alsdenn nur einige besonders merkwürdige Umstände anzuführen. Montezuma war ein Prinz, der zwar despotische Grundsätze gehabt zu haben scheint, aber die Kunst zu regieren sehr gut verstund, und sich in seinem ganzen weitläuftigen Reiche den größten Gehorsam und eine tiefe Ehrfurcht zu verschaffen gewußt hat. Seine Staatskunst war fein, und suchte, um etwas abzuwenden, oder etwas zu erlangen, alle mögliche, und die ausgesuchtesten Mittel hervor. War es unmöglich, dieses oder jenes abzuändern, so wußte er sich mit einer bewundernswürdigen Klugheit und Gelassenheit darein zu schicken. Neben dem hatte er ein feines und hohes Gefühl von der Ehre, besaß viel angenehmes und einnehmendes in seinem Umgange, und wußte sich sogar - - alles, was man von ihm erwarten kann, - - die Hochachtung und Freundschaft der Spanier zu erwerben. Dennoch war eben dieser König äusserst abergläubisch, hielt sich, als die Spanier sich seinem Reich näherten, beständig

ständig in den Tempeln auf, verdoppelte die Menschenopfer, versammelte alle seine Zauberer und Hexenmeister, und befahl ihnen unter der grausamsten Todesstrafe, die Spanier durch ihre Zaubereyen entweder zu überwinden, oder vom Verstand zu bringen. - - Ein neuer Beweis, daß sich der Aberglaube auch bey den klügsten Personen befinden kann. Die Geschichte, und besonders diejenigen Zeiten, wo die Feindin des Aberglaubens, die Philosophie noch nicht leuchtete, liefern genug andere Beyspiele.

Cortes war ein nicht weniger kluger Mann; klug in der Einrichtung und beherzt in der Ausführung seiner Unternehmungen; verstund die Kunst ein Reich durch Trennung und Uneinigkeit zu schwächen, und auch die, vielleicht nicht geringere Kunst, einen Haufen murrischer Soldaten nach seinen Absichten, zu lenken, besaß eine grosse Unerschrockenheit in allen Gefahren, und bewieß sich aufrichtig gegen seine Freunde. Man wundere sich aber nicht, wenn er, als Spanier einen allzugrossen, und öfters unvernünftigen Religionseifer bewieß: eine Sache, worinnen er von dem Montezuma sehr verschieden war, als der nicht nur kein Tyrann der Gewissen war, sondern sogar denen Spaniern Arbeitsleute zur Errichtung einer Capelle gab, worinnen er und seine Hofbediente öfters, dem Gottesdienst beywohnten, und das sanfte und menschliche der christlichen Religion lobeten. Montezuma hatte ein prächtiges, auf Pfeilern von Jaspis ruhendes Gebäude, worinnen nichts

als

als Vögel waren, die von mehr als dreyhundert Personen bedient wurden. -- Man schliesse von diesem auf das andere. Unter vielen andern Gebäuden hatte er auch einen **Pallast der Traurigkeit**, wohin er sich nach dem Tode eines geliebten Anverwandten, oder wenn ein öffentlicher Unglücksfall vorgefallen war, begab. Dieser Ort hatte alles, was das Gemüth nur immer mit Schrecken erfüllen kann. Das Innere des Zimmers war ganz schwarz, und anstatt der Fenster sahe man nichts als einige kleine Oefnungen, wodurch nur so viel Licht hinein fiel, als nöthig war, das Zimmer trauriger zu machen, und den Schrecken, der im Gebäude herrschte, zu vermehren. Er hatte nur zwo Frauen, aber mehr als drey tausend Beyschläferinnen. Schickte er einige von ihnen zurück, so fanden sie Männer von dem ersten Range, theils, weil sie viel Geld hatten, theils, weil es eine Ehre war, dem Kaiser angehört zu haben.

Sind denn Hofnarren etwas **wesentliches** der Höfe? -- Auch Montezuma hatte dergleichen. Seine Reichthümer erstreckten sich ungemein hoch, und machten ausser den Einkünften der Gold- und Silberminen das **Drittheil** von dem **ganzen** Vermögen seiner Unterthanen aus. Fast alle Tage gab er in Mexico dem Volk Schauspiele oder andere Arten von Ergötzungen, um das Gemüth desselben, das sich sonst vielleicht zu seinem Nachtheil beschäftiget hätte, zu unterhalten, -- eine Maxime, die ohnfehlbar Wirkungen hat, und

vermöge derselben das Volk sich die Haut über den Kopf ziehen läßt, wenn es nur lachen, und nicht immer an sein Elend denken darf. - -

Die Mexicaner hatten keine geschriebene Gesetze, und wurden nach den Gewohnheiten und Gebräuchen ihrer Voreltern regiert. Der Mord, der Diebstal, der Ehebruch, und die geringste Ermanglung des Respekts gegen den König, waren Hauptverbrechen: alle andere hingegen wurden leicht vergeben. Die Kinder des Volks wurden in öffentlichen Schulen unterwiesen, und die Kinder des Adels in denen hierzu gestifteten Collegien, wo man sie, unter der Autorität des Königs, diejenigen Wissenschaften und Leibesübungen lehrte, die dem Dienst des Reichs nützlich waren. Sie mußten drey verschiedene Klassen durchlaufen: in der ersten lehrte man sie die Zeichen und Hieroglyphen verstehen, und ließ sie die **historischen** Gesänge wiederholen: in der zweyten unterrichtete man sie in der **Bescheidenheit** und der Politesse in dem Umgang; in der dritten hielt man sie zu starken Leibesübungen an, z. E. grosse Lasten zu tragen, zu ringen, Waffen zu regieren, Hunger, Durst und üble Witterung auszustehen. Nachdem sie sich dergestalt stufenweise alle diese Eigenschaften erworben hatten, so wurden sie an den Ort ihrer Bestimmung, in den **Krieg**, als Freywillige geschickt, um sie zu Gefahren und Beschwerlichkeiten anzugewöhnen. Hier schickte man sie öfters unter die Lastträger, und gab ihnen mit diesen gleiche Verrichtungen auf, theils um sie für

dem

dem Stolz zu bewahren, theils um sie zu Beschwerlichkeiten, ehe sie unter die Soldaten gestossen wurden, abzuhärten. Denn nur diejenigen wurden hiezu aufgenommen, die den Feind, ohne die Farbe zu ändern, gesehen, oder andere Beweise ihrer Tapferkeit und Unerschrockenheit gegeben hatten. Die Mexicaner glaubten die Unsterblichkeit der Seele, ewige Stafen und Belohnungen, und scharrten Gold und Silber mit den todten Körpern ein, um sie auf ihrer langen und beschwerlichen Reise zu erhalten. Sie tödteten gleichfalls einige von dem Hausgesinde, um die Verstorbenen zu begleiten, und **es geschahe oft, daß sich die Weiber bey dem Tod ihrer Männer umbrachten.** - - Wenn der Prinz starb, so waren alle Bediente seines Hauses und seine Lieblinge verbunden, ihn, als sein Hofstaat in der andern Welt, zu begleiten.

Wenn die Prinzen auf den Thron kamen, so mußten sie sich mit **einem Eid** verbinden, unter andern ihren Unterthanen bequeme Regen zu verschaffen, Ueberschwemmungen, Dürre, und üble Einflüsse der Sonne und Planeten zu verhüten. - - Wenn von andern Ländern Prinzen zur Regierung gelangen, so beschwören sie auch öfters mit einem Eide - - was denn? - - Sachen, die sie so wenig halten, als die mexicanischen Prinze. Wir könnten noch viel unterrichtendes von den Mexicanern sagen, aber wir müssen uns losreissen.

Man erstaunt, wenn man den Cortes bey der Nachricht von der Ankunft eines Haufens von

Spaniern gegen ihn, sich so standhaft und klug verhalten, diesen entgegen marschiren, sie schlagen, die übriggebliebene an sich ziehen, wieder nach Mexico zurückgehen, und ihn da mit dem unerschrockensten Muth wider die Indianer fechten sieht. Nirgends kann man sich lebhafter überzeugen, wie viel die Kunst über die Natur vermag, als wenn man die Unternehmung und die Thaten des Cortes und der Spanier ließt.

Es ist nöthig, daß wir den Leser durch diese Bewunderung ein wenig auf ihre Seite bringen, denn nunmehr wollen wir zum Beschluß unsers Auszugs aus diesem Bande, noch etwas anführen, das seinem menschlichem Gemüth einen Seufzer kosten wird. Als die Spaniernach vieler Mühe endlich Mexico erobert hatten, so versprachen sie sich die größte Beute aus den kaiserlichen Schätzen. Da sie sich in dieser Meinung betrogen fanden, so kann man leicht denken, wie sie sich darüber ärgern mußten. Man fragte den, nach dem Tod des Montezuma, erwählten Kaiser Guatimozin und seine Hofleute, wo sich die kaiserlichen Schätze befänden? Allein man wurde bald überzeugt, daß man den Ort, wo diese Reichthümer begraben wären, niemals mit Gelindigkeit von ihnen erfahren würde. Mit Beyseitsetzung aller Menschlichkeit, setzte man daher den Kaiser und seinen ersten Minister, diese Schlachtopfer der spanischen Gierigkeit, auf glüende Kohlen, und suchte sie durch diese schreckliche Marter zum Geständniß zu bringen. Der Minister warf in dieser Pein einen matten Blick auf

auf seinen Herrn, gleichsam die Erlaubniß zu erbitten, um den Ort der Schätze denen Spaniern entdecken zu dürfen. Aber Guatimozin, weit standhafter oder weit hartnäckiger, erlaubte es nicht, indem er ihm mit einem ernsthaften Ton sagte: „Auch ich, bin ich denn auf einem „Bette von Rosen?„ Der Minister verschwieg hierauf wirklich dieses Geheimniß, und gab lieber seinen Geist in dieser Marter auf. Cortes, der diese Unmenschlichkeit wenigstens duldete, befürchtete der Tod des Kaisers möchte neue Unruhen erregen, befreyte ihn daher von dieser schrecklichen Strafe, und behielt ihn gefangen, in der Hofnung, künftighin, einige Anzeigen von ihm herauszubringen. Nicht lange hernach aber ließ er ihn wegen einen unerwiesenen Verdacht aufhenken.

Welcher, der den Pizarr die Schweine seines Vaters hüten sahe, (mit dessen Schicksalen sich der dritte Band anfängt) hätte wohl gedacht, daß dieser verächtlichscheinende junge Mensch, dereinst ein Marquis, ein Entdecker und Statthalter eines ganzen Königreichs seyn würde? Allein die menschliche Seele ist vieler Veränderungen fähig, und man wird wol, nach so vielen Erfahrungen, keine Beweise mehr verlangen, daß Personen, die bestimmt sind, eine wichtige Rolle in der Welt zu spielen, eben nicht immer von hoher Geburt seyn, und unterrichtet werden müssen. Hat man doch schon Beyspiele, daß Menschen einen Theil ihres Lebens den Hirtenstecken, und den andern den Scepter in

ihren Händen getragen haben. Die Unternehmung des Pizarr war, wie viele andere Sachen, anfangs grossen Hindernissen ausgesetzt und endlich dennoch ausgeführt.

Unter einigen Erzählungen von der Einnahme des Königreichs Peru, ist folgende wegen angeführten Gründen die wahrscheinlichste.

Ueber die Gestalt des Pater Vincent von Valverda, der mit einem Kreutz in der einen und seinem Gebetbuch in der andern Hand vor den Spaniern her dem Kaiser von Peru, Atabaliba entgegen gienge, verwunderte sich dieser Prinz äusserst. Dennoch nahm er ihn mit vieler Ehrfurcht auf, und hörte einer langen Rede von ihm sehr aufmerksam zu, worinnen er ihm die Allgemeinheit und Wahrheit der katholischen Religion, die Wohlthaten der Erlösung Christi, die grosse Gewalt, die er dem heiligen Peter gegeben, und den grossen Umfang der Monarchie, Karls des fünften, vorpredigte, und ihn zugleich angelegentlichst ermahnte, sich derselben zu unterwerfen, damit nicht eben solche Strafwunder über ihn kommen möchten, als diejenigen waren, womit Gott die Verstockung des Pharao gestraft. (Der Herr Pater muß keine Methode verstanden haben, weil er mit etwas erweißt, das dem Atabaliba erst vorher glaubwürdig zu machen war). Eine solche Rede über Sachen, wovon der Inca oder Prinz noch niemalen reden gehört hatte, und die es ihm unmöglich war zu begreifen, mußte ihm nothwendig ungereimt

reimt vorkommen, um so mehr, da sie durch den Canal eines unwissenden und barbarischen Dollmetschers gieng. Dennoch antwortete der Inca einigermassen darauf, aber, nach der Uebersezung des Dollmetschers so unverständlich, daß man den Verstand davon nicht begreifen konnte. Zu gleicher Zeit erhub sich unter beyden Nationen ein Gemurmel, das bald in einen beträchtlichen Lärm erwuchs, und durch den Geiz einiger Spanier, welche ein reich geschmücktes Götzenbild plündern wollten, entstanden war. Die Indianer widersetzten sich zwar anfangs, aber der Kaiser, dessen Willen wie ein göttlicher Befehl angesehen wurde, schrie ihnen zu, nichts zu thun, womit sie die Sonnenkinder beleidigen könnten. Bey Anhörung dieses Lärmens lief der Pater Vincent herzu, ihn zu stillen, und ließ sein Kreutz und Gebetbuch fallen. Einige von den meineidigen Spaniern, die solche bey seinen Füssen sahen, fiengen alsbald zu schreyen an, „man höhnet die christliche Religion.„ Hierauf rückte die spanische Reuterey herfür; warf alles, was ihr im Wege stund, über den Haufen, und ermordete fünf tausend Schlachtopfer ihrer Verrätherey, ohne daß die Indianer den mindesten Widerstand gethan hätten. Pizarr selbst war der erste, der die Sänfte angrif, die den Atabaliba trug, warf sie mit dem Kaiser um, und wurde dabey von dem Hieb eines Spaniers, den er dem Kaiser geben wollte, an der Hand verwundet. Sonst war kein Tropfen spanischen Bluts bey diesem schrecklichen Auftritt einer ruhig voll-

brachten Ermordung vergossen. Sie eräugnete sich den 3ten May 1531. an dem Feste, woran die römische Kirche die Erfindung des heiligen Kreutzes Christi feyert. Die Beute, die Pizarr von den kaiserlichen Schätzen machte, war erstaunlich, und man behauptete, daß der schlechteste Soldat für seinen Antheil 45000 Livres bekommen. Atabaliba war sehr klug, durchdringend, und wissenbegierig. Er hatte sich besonders von den Sitten und Gewohnheiten der Spanier unterrichtet. Die Kunst zu lesen und zu schreiben erweckte seine Neubegierde am meisten, und er konnte lange nicht begreifen, ob die Spanier diese Gaben von der Natur, oder durch den Fleiß erlangt hätten. Um hierinnen eine Gewißheit zu erlangen, so fragte er einen spanischen Soldaten, ob er ihm den Namen Gottes auf den Nagel seines Fingers schreiben könnte? Der Soldat antwortete ihm, daß ihm dieses etwas leichtes wäre, und that es wirklich. Der Prinz zeigte alsdenn dieses Wort verschiedenen Spaniern, die es ihm alle auf einerley Art erklärten, und ihn auf die Meinung brachten, daß diese Gaben göttlich und angeboren wären. Zum Unglück begegnete ihm Pizarr, von dem er gleichfalls die Erklärung dieser Zeichen begehrte. Allein dieser Feldherr, der niemals Lesen und Schreiben gelernt, erröthete, und verließ ihn, ohne seiner Frage eine Genüge leisten zu können, und von dieser Zeit an schloß der Inca, daß diese Wissenschaften eine Frucht des Fleisses und des Unterrichts seyn müßten. Diese Meinung

verringerte den Begrif, den er anfangs von den Spaniern überhaupt gehabt hatte, um vieles, und brachte ihm besonders eine geringe Meinung von dem Pizarr bey, von dem er dachte, daß seine Geburt von der allerniedrigsten seyn müßte, weil der Geringste seiner Soldaten ihn an Erkenntniß übertraf. Die Verachtung, oder vielmehr der Eckel, den er von da an immer gegen den Pizarr bezeugte, war die Ursache seines Todes: Was aber am meisten hiezu beytrug, war das gottlose Verhalten des Dollmetschers. Dieser schlechte Mensch wurde in eine von den Frauen des Atabaliba verliebt, die ihn aber mit aller der Verachtung behandelte, die er verdiente. Man beklagte sich bey dem Pizarr über den Dollmetscher, der die Sache wenig zu achten schien. Alsdenn klagte der Dollmetscher den Inca an, daß er eine Verschwörung wider das Leben der Spanier, die auf dem Punkt wäre auszubrechen, angefangen hätte. Ohnerachtet diese Erdichtung einem jeden klugen Menschen ungegründet und lächerlich hätte seyn müssen, so fand sie doch bey den zweyen Häuptern der Spanier, die ihn beyde haßten, Glauben. Man verband hiemit viele andere unerhebliche Articel, um eine Anklage machen zu können. Man machte ihm wirklich seinen Proceß, erklärte ihn für schuldig, und verdammte ihn zum Feuer. Doch wurde das Urtheil in die Strafe der Erdrosselung verändert, wenn er, um einer so schrecklichen Strafe zu entgehen, einwilligen würde getauft zu werden. Es ist schwer zu urtheilen, ob er einen einigen Ar-

tickel des catholischen Glaubens verstund: Doch empfieng er die Taufe, und dieses war genug, um ihn in den Augen des Enthusiasmus zu einen Christen zu machen. Unter andern Anklagen wider ihn, führte man diese an, daß er den Thron von Peru, da er ein Bastard wäre, ungerecht besessen habe: Daß er seinen Bruder, der der rechtmässige Beherrscher gewesen sey, habe gefangen nehmen lassen: **Daß er ein Götzendiener sey**: Daß er erlaubt habe, viele von seinen Unterthanen zu opfern: **Daß er Kriege ohne Noth unternommen hätte: Daß er den öffentlichen Schatz verschwendet**, und seitdem er ein Gefangener der Spanier wäre, die Indianer zum Aufruhr gereitzt hätte. -- Wenn man unter diesen Anklagen so gar unerhebliche und **unschickliche** findet, als man hier sieht, so darf man die gerechte Presumtion haben, daß auch die wichtig scheinenden erdichtet seyn. Warum hätte man seine Zuflucht zu ihnen genommen, wenn die letzteren erwiesen wären, die schon allein hingereicht hätten, einen solchen in den Augen der Spanier des Todes würdig zu achten.

Wir haben dem Leser mit Fleiß diesen schrecklichen Schauplatz ganz eröfnet. Schrecken und Erstaunen wird ihn einnehmen, und er wird erröthen, wenn er bedenkt, daß diese Bande ungerechter Mörder von Völkern kam, unter denen die sanfte Moral des Evangeliums und der Vernunft erkannt und gelehrt wird. Aber was nützt auch das stärkste Mittel, wenn die Leidenschaften wüten?

ten? Gleich einem wilden Strom reissen diese alsdenn durch alles hindurch, was ihnen im Wege steht, durch Erziehung, Moral und Religion. Das gute Naturell und die Aufrichtigkeit der Indianer ließ sich hauptsächlich darinnen sehen, daß sie sich die äusserste Mühe gaben, denen Spaniern ihren Durst nach Gold zu stillen. Ihre Gefälligkeit hierinnen gieng so weit, daß sie sich, als sie die Pferde in den Zaum beissen sahen, einbildeten, sie hätten eine so starke Nahrung nöthig, legten ihnen daher Goldstangen in ihre Grippen und glaubten, daß ihnen dieses Metall desto angenehmer seyn müßte, weil es ihre Herrn mit so vieler Sorgfalt suchten. Wir wollen den Auszug aus dieser merkwürdigen und wohlgeschriebenen Reisebeschreibung mit dem darinnen entworfenen Charakter des Pizarr beschliessen.

Don **Pizarr** war ein Mann, dessen niedere Erziehung daraus erhellt, weil er nicht einmal seinen Namen unterschreiben konnte, und sein Secretär zwischen zween Zügen, die Pizarr machte, ihn zu schreiben verbunden war. Er besaß ohne Widerspruch grosse Eigenschaften, die ihn eben so geschickt im Kriege, als im Frieden machten. Er war tapfer, klug, und hatte einen erhabenen Geist, aber auch zugleich einen Ehrgeitz, der keine Gränzen hatte, und sich keine Bedenklichkeit machte, seine Ehre dem Eigennutz aufzuopfern, und seine grosse Eigenschaften durch unmenschliche Handlungen, die nichts entschuldigen kann, zu beflecken.

Die folgende Reisebeschreibung enthält die Geschichte der Entdeckung von Florida, und besonders die Reise des Ferdinands von Soto dahin.

Unter andern Sachen ließt man darinnen, daß die Spanier verschiedene Kranken unter den Indianern vermittelst des Zeichens des Kreutzes geheilt, und die Wahrheit davon hernach mit einem Eid bekräftigt hätten. Wenn es wahr ist, heißt es, so müssen diese Heiden mehr Glauben, als die Christen, gehabt haben, weil ihnen dieses Mittel so kräftig war. Niemanden aber, lesen wir in der hier beygefügten Anmerkung, ist unbekannt, wie sehr die Spanier das Wunderbare in alle ihre Erzählungen mischen. Es scheint auch, daß ihre Avanturiers keine, genugsam reine Absichten gehabt hatten, als daß man glauben könnte, Gott habe ihnen zu Liebe Wunder thun wollen. Das höchste Wesen, als unumschränkter Herr der Natur, kann ohne Widerspruch die von ihm festgesetzte Ordnung derselben, wenn er will, ändern, und seine Macht durch schnelle Heilungen zeigen. Es würde eine Gottlosigkeit verrathen, wenn man hieran zweifeln würde. Aber wie viele Beweise braucht man, um darzuthun, daß diese oder jene Wunder ächt seyn, gesetzt, sie seyn auch durch das Gebet solcher Menschen, die ihr Leben blos der Bekehrung der Heiden zu Liebe in Gefahr setzen, verrichtet worden, laßt uns also nicht so leichtgläubig seyn, daß wir uns überreden, die Liebe zum Gold werde von Gott durch übernatürliche Gaben belohnt.

In

In dem zweyten Capitel lesen wir folgende Beschreibung von den Einwohnern von Mal-Hado. Die Einwohner sind in verschiedene Nationen von verschiedenen Namen getheilt, und haben eine ausserordentliche Liebe zu ihren Kindern, deren Tod sie ein ganzes Jahr lang auf eine feyerliche Art beweinen. Ganz anders aber sind sie gegen alte Leute gesinnt, besonders wenn sie nicht mehr im Stand sind zu arbeiten. Alsdenn sagen sie, daß es Zeit sey, fortzugehen, statt daß sie da blieben und die Nahrung junger lebhafter Leute verzehrten, die sie mit ihren Schweiß erlangen müßten. Diejenigen, welche Kinder von ihren Frauen haben, verlassen sie niemals, aber wohnen ihnen in ihrer Schwangerschaft nicht bey. - - Während der Unreinigkeit einer Frau berühren sie nichts von ihr, und sie ist selbst verbunden allein zu essen.

Ein Kazicke einer andern Nation stattete einen Besuch bey dem Soto ab, und brachte zween Blinde mit sich, weswegen er ihn bat, er möchte ihrentwegen bey dem erhabenen und mächtigen Urheber seiner Tage, der Sonne, eine Fürbitte thun, von welcher er glaubte, daß Soto herkomme. Soto verwieß ihn in einer kurzen Rede auf den Heiland der Welt, und wandte ein solches Vermögen, Wunder zu thun, von sich ab. Aber er mochte sagen was er wollte, so glaubten sie es dennoch, und massen seine abschlägliche Antwort einer Beleidigung bey, die ihm wiederfahren wäre. Uebrigens wußten sich sonst die Spanier dennoch der Vorurtheile, die die Indianer von ihnen hatten,

gut zu bedienen. Selbst Soto beredte die Indianer, daß die Christen unsterblich wären, daß er das Zukünftige wisse, und daß das Bild, das er ihnen in einem Spiegel zeigte, ein Geist wäre, der überall herumreißte, um die heimlichsten Sachen zu erfahren, und seinen Befehlen gänzlich unterworfen wäre. Aber nach dem Tode des Soto hatte man Mühe, ihn vor diesen Indianern verborgen zu halten, und sie zu bereden, daß er in den Himmel gegangen sey. Ein Kazicke war von seinem Tode so überzeugt, daß er dem Nachfolger des Soto zween gebundene Indianer schickte, um ihnen, damit sie den Soto in die andere Welt begleiten könnten, den Kopf zu spalten.

Die folgende Reise des Magellans, deren Erfolg bekannt genug ist, übergehen wir ganz, ohnerachtet man viel umständliches von den patagonischen Riesen, die in unsern Zeitungen so oft gemessen werden, darinnen antrift. Eben dieses wollen wir mit der Vollendung derselben, unter dem Barbosa thun, und uns zu den folgenden Reisebeschreibungen wenden. Die Reise des Drake, die in diesem Bande angefangen und in dem folgenden geendiget ist, ist sehr unterhaltend. Zu Ende derselben giebt man den Charakter von diesem Mann, der in seinem Leben eben so sehr geliebt, als nach seinem Tod bedauert wurde.

Aus der Reise des Raleigh wollen wir diesen Umstand anführen. Um den americanischen Fluß Caora wohnen Leute, von denen man vorgiebt, daß sie das Haupt auf der Brust, und folglich

keinen

keinen Hals hätten. Raleigh sagt zwar nicht, daß er selbst einen davon gesehen, versichert aber, daß er es von den glaubwürdigsten Augenzeugen vernommen habe. Sir J. Mandeville, redet zwar auch davon in seinen Reisen, allein man sieht, daß er die Beschreibung davon Wort für Wort aus dem Plinius genommen. Herr Theobald trägt in seinen Anmerkungen zu dem Trauerspiel Othello eine Muthmassung für, die eben so vernünftig als wahrscheinlich zu seyn scheint. Er sagt, man treffe in dem mitternächtlichen Moscau eine Zunft Leute an, welche einen geschlossenen Rock mit langen Ermeln, der blos an dem Hals offen sey, tragen: daß sie in kalten Zeiten ihre Aerme aus den Ermeln heraus thun, den Rock über den Kopf henken, so daß man ihr Gesichte durch die für den Hals bestimmte Oefnung sieht, und daß ihre breiten Ermel, die alsdenn in die Gegend der Ohren kommen, für herabhängende Aerme gehalten würden, die bey den Ohren herauswachsen. Es ist wahrscheinlich, daß wenn man diese Leute nur von ferne, ohne sie genau zu untersuchen, gesehen, sie der Meinung, daß sie solche verschiedene Gestalten hätten, Anlaß gegeben haben. Und in der That, die Sache läßt sich hören.

Man weiß das unglückliche Schicksal des Raleighs, seine Standhaftigkeit bey seinem Tod, und die merkwürdige Rede, die er bey Befühlung des Beils zu seiner Enthauptung sagte: Diese Arzney ist zwar scharf, aber sie wird mich gewiß von meinen Feinden heilen.

In

In der Reise des Cavendish lesen wir folgende Merkwürdigkeiten von der Insel Java. „Der König von demjenigen Theil der Insel, wo die Engelländer landeten, hatte eine so unumschränkte Macht über seine Unterthanen, daß derjenige, der ohne seine Erlaubniß einen Kauf zu machen sich unterstund, am Leben gestraft wurde. Dieser Prinz hatte hundert und sein Sohn funfzig Frauen. Ihre Glückseligkeit, (wenn sie anders eine hatten,) endigte sich mit dem Tode des Prinzen. So bald er verbrannt und seine Asche in eine Urne gethan war, so begaben sich alle an einen zu ihrer Hinrichtung bestimmten Ort, diejenige, die er am liebsten gehabt hatte, warf eine Kugel aus der Hand, und der Ort, wo sie liegen blieb, war auch der Platz ihres Todes. Die andern umgaben sie, und stachen sich, mit dem Gesicht nach dem Morgenlande gekehret, mit einem Dolch in das Herz. Die Königinnen von Java sind vermöge eines Gebrauchs des Landes verbunden, der Seele ihres verstorbenen Mannes dieses unmenschliche Opfer zu thun. Die Mannsbilder sind gute Soldaten, und richten die Befehle des Königs alsbald aus, sollten sie sich auch vermöge derselben erstechen, von einer Höhe herunter stürzen, oder sonst etwas dergleichen thun müssen, denn der Zorn des Prinzen ist immer mit einem unmittelbaren Tod begleitet.„

In der im Jahre 1600. unternommenen Reise des **Van-Noort** finden wir ein Beyspiel von dem grossen Haß, den die Indianer gegen die Spa-

Spanier tragen. Nachdem sie eine grosse Menge Spanier ermordet hatten, verbrannten sie die Kirchen, und schlugen den Bildern darinnen die Köpfe ab. Einige von ihnen gossen ihren Feinden geschmolzenes Gold in den Hals, damit sie sich an demjenigen Metall, das sie zu so vielen Unmenschlichkeiten verleitet hätte, sättigen möchten. Diese Indianer waren 5000 Mann stark, und 3000 unter ihnen beritten solche Thiere, die ihren Voreltern ein so grosses Schrecken eingejagt hatten. Ausser den angezeigten Grausamkeiten schnitten sie den Spaniern die Bäuche auf, nachdem sie dieselben getödtet hatten, zerrissen ihnen das Herz mit den Zähnen; und fanden die Getränke weit besser, wenn sie solche aus den Hirnschädeln der Spanier tranken. Diese unerschrockenen Soldaten stunden unter einem General, dem sie blindlings gehorchten. Die Art einen solchen zu erwählen, bestund bey ihnen darinnen, daß man so weit als möglich, ein schweres Stück Holz tragen mußte, und wer es, ohne müde zu werden, am weitesten tragen konnte, wurde dazu gemacht.

Wir übergehen viele andere Reisen, und wenden uns zu derjenigen, die ein Engelländer **Rowe** an dem Hof des Grosmogols, als Gesandter gemacht hat.

Der Grosmogol begiebt sich täglich und ordentlicher Weise einmal in den Durbal (Staats-Zimmer) um daselbst Bittschriften anzunehmen, Audienzen zu geben, und Presente anzunehmen. Seine Unterthanen sind an diesen Gebrauch so ge-

wohnt, daß man, wenn sie ihn einen einigen Tag nicht sehen, und man ihnen die Ursache nicht sagt, befürchten muß, es möchten Unruhen entstehen. Es wäre auch nicht möglich, sie zween Tage mit falschen Vorgebungen zu unterhalten, denn gleich den zweyten Tag ist der Monarch verbunden, vier Personen vor sich zu lassen, die als Abgeordnete seiner Völker die Ursachen selbst sehen müssen, die ihn verhindern zu erscheinen, und alsdann seinen übrigen Unterthanen Bericht davon abstatten. Er zeigt sich ordentlich alle Morgen an einem Fenster, welches auf einem grossen öffentlichen Platz zu geht. - - - Wie ganz verschiedene Sitten und Maximen hat oft ein Welttheil! Man lese das ganz andere Verhalten der siamischen Könige hierinnen. Währenden Aufenthalt des Rowe an dem Hof des Grosmogols setzte man einen Neveu von dem Monarchen in das Gefängniß, **weil er sich geweigert hatte, mit der Hand einen Löwen zu streichen**, welches einer seiner Söhne alsbald that. Man glaubte zwar, daß dieses nur ein Vorwand gewesen, und die eigentliche Ursache darinnen bestanden, weil er sich zum Christenthum bekannt hatte. Allein es verräth dennoch eine äusserst despotische Gewalt, wenn man sich nur solcher Vorwände bedienen darf. In einer Audienz trank der Grosmogol so lange, bis er in eine Trunkenheit fiel und einschlief. Alsdenn löschte man, ohne auf jemand zu sehen, alsbald die Lichter aus, und der Gesandte war verbunden, seinen Weg in dem Finstern zu suchen. - - Welch ein

ein Contrast mit der beynahe göttlichen Verehrung, die sich die asiatischen Prinze geben lassen, sind solche Handlungen und Gebräuche, und wie wenig kennen sie die wahre Hoheit!

Rowe sahe einmal einen schlechten alten Bettler unten an dem königlichen Thron sitzen, und mußte sich über diese Freyheit, die sich nicht einmal der vermuthliche Erbe des Throns zu nehmen unterstanden hätte, wundern. Seine Majestät redeten eine Stunde lang sehr vertraulich mit ihm, ohnerachtet der Gestank und der Schmutz seiner Bettlerlumpen einen jeden zärtlichen Magen zur Empörung hätten reitzen können. Er empfieng von diesem Menschen einen in Lumpen eingewickelten Kuchen, der von den unreinen Händen dieses Mannes geknetet, mit Aschen überzogen, und mehr verbrannt als gebacken war. Der Kaiser zerbrach ihn, und aß ein Stück davon, hernach wickelte er das übrige in eben diese Lumpen, und steckte es in den Sack des Bettlers. Er warf ihm hundert Roupien in seinen Rock, und als einige auf den Boden gefallen, bückte er sich selbsten, um sie zusammen zu lesen. Man brachte hierauf etwas zu essen her, welches der Kaiser mit dem Bettler theilte, und ihn, da er im Begrif war ihn zu verlassen, seiner häßlichen Gestalt ungeachtet in seine Arme schloß, seinen Vater nannte, und ihm die Hand dreymal auf seine Brust legte. - - Man darf sich hierüber nicht zu sehr wundern. Die Religion des Mogols befahl ihm die Liebe gegen die Armen, und man wird unter allen Völkern

wahrnehmen, daß die Menschen der Religion zu Liebe alles thun, was nur äusserliche Sachen sind, und die Leidenschaften und das Herz des Menschen thun lassen, was sie wollen. Da die Officiere und der Prinz des Grosmogols die Feinde fürchteten, so schlugen sie dem Kaiser vor, seinen Kriegszug in eine Jagd zu verwandeln - - weil die asiatischen Prinze mit einer eben so grossen Mannschaft und eben so viel Unkosten auf die Jagd gehen, als sie in den Krieg ziehen. - - Man erzählt von einer Königlichen Majestät von Mandoa, die sich sehr voll zu trinken gewohnt war, daß sie einsmals in ihrer Trunkenheit in einen benachbarten Fluß gefallen, und darinnen ertrunken wäre, wo sich nicht ein getreuer Sclave von ihr in den Fluß geworfen, den König bey den Haaren erwischt, und an das Ufer gezogen hätte. Als er wieder zu sich selbst kam, so erkundigte er sich, wem er das Leben zu danken hätte; ließ den Sclaven kommen und ihm in seiner Gegenwart die Hände abhauen. Er sagte hierauf, daß diese Züchtigung noch allzugelind für einen Menschen wäre, der die Kühnheit gehabt hätte, seine Hände auf das Haupt seines Souverains zu bringen. Einige Zeit hierauf begegnete ihm in gleichem Fall eben dieses Unglück, da er niemand als eine von seinen Frauen bey sich hatte. Dießmal aber ertrank er wirklich, ohnerachtet er hätte gerettet werden können, indem seine Frau den Verlust ihrer Hände befürchtete und sich damit entschuldigte. - - Man weiß, was für ein gleich ungereimtes Gesetz in

Spa-

Spanien ist, und was vorgefallen ist, als eine Königin von einem Pferd gefallen, in dem Steigbügel hangen geblieben, endlich von zween Cavalieren losgemacht wurde, und wie diese die Flucht ergreifen, und auf Pardon warten mußten, - - - daß sie ihrer **Königin** denjenigen Dienst gethan, den sie auch der **geringsten** Person zu leisten schuldig gewesen wären. - - -

Der Grosmogol **Jehan-Guir** unterhielt sich einsmals mit dem Rowe mit einem Religionsgespräch und zugleich mit einem Glas Wein. Er erklärte ihm, daß er geneigt wäre, mit einer gleichen Gelindigkeit die Christen, Mahomedaner und Juden zu behandeln, so lang sie ihm gehorchen und den Frieden in seinen Staaten nicht stören wollten. Endlich fieng dieser gute Prinz, der von seinen Gesinnungen gegen die Religion eben so gerührt, als von dem Wein erhitzt war, an zu weinen, und führte diese Ursache hievon an, weil von allen denjenigen, die sich zu der Lehre dieser grossen Propheten bekennten, so wenige wären, welche ihre vortreflichen Regeln befolgten. Nach und nach veränderte sich die Unterredung in kurze abgebrochene Reden, und endlich beschloß er sie mit einem aus der Trunkenheit entstandenen Schlaf.

Alle Häuser in dem ganzen Königreiche, ausgenommen die königliche Gebäude, sind sehr niedrig, und haben blos Mauern von Erde. Die Ursache hievon ist, weil sich niemand als den Eigenthumsherrn seines Vermögens betrachten kann, und ein Favorit, dessen Güter mehr als ein deut-

sches Churfürstenthum eintragen, öfters einem Sohn kaum so viel hinterläßt, daß er in die Welt treten kann. Eben dieses ist zugleich eine Ursache, daß sich die Grossen des Reichs in Zeltern aufhalten. - - - Wie augenscheinlich ist hier der Schaden des Despotismus für die Künste! Man höre ein Muster von dem asiatischen Kanzleystyl! Es ist die Addresse eines Briefs an den König von Engelland Jacob den ersten. „Dem König, der von seinen Voreltern rechtmässig entsprungen, geschickt in der Kriegskunst, und mit der Ehre und Gerechtigkeit bekleidet ist. Dem Prinzen, der wegen seiner Stärke und seiner Standhaftigkeit in der Religion, die durch den grossen Propheten, Christum, gelehrt ist, ein allgemeines Commando verdient; dem König Jacob, dessen Freundschaft auf meine Gedanken einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Wie der Ambrageruch, oder wie ein Garten voller Blumen, dessen Schönheit und Geruch immer zunimmt; so wird meine Freundschaft gegen euch immer wachsen und zunehmen u. s. w. - - „ Nachdem der Brief geschrieben war, so war der Grosmogol in grosser Verlegenheit, wegen des Orts, wo er das Sigill hindrucken sollte. Wollte er solches unten hinsetzen, so hieß dieses sich selbst erniedrigen; wollte er es aber oben hinsetzen, so konnte dieses der König Jacob als eine Ermangelung seiner Achtung ansehen. Nachdem er dieser wichtigen Sache lange nachgedacht hatte, so enschloß sich der Kaiser, dem Gesandten den Brief offen, und zugleich das Sigill

zu

zu geben, das von Silber war, und worauf die Geschlechtsfolge des Tamerlans, dessen neunter Abkömmling er war, gestochen war. Er sagte ihm, er möchte das eine und das andere seinem Herrn geben, damit er das Sigill selbst an denjenigen Ort, den er für den schicklichsten hielt, aufdrucken könnte. - - In Regenspurg dürfte man sich über diesen Umstand nicht aufhalten.

Auf diese lesenswürdige Reise kommt eine Beschreibung von Japan, die von dem Uebersetzer, dem Herrn Targe im vierten Bande eingerückt und aus der Erdbeschreibung des Herrn Fenning und Collyer genommen ist. Er hat es wegen der Ordnung der Materie und der Zeitrechnung gethan, und in so fern ist es gut, weil der Leser alsdenn nicht genöthigt ist, noch andere Bücher, um diese Länder kennen zu lernen, zu kaufen. Da wir aber nichts weiter darinnen gefunden, als was man auch in andern Büchern, z. E. in der Fortsetzung des Rollins, angetroffen haben, so übergehen wir solches: um so mehr, da das wenige, was man von Japan weiß, bekannt genug ist. - -

B.

Die Fortsetzung von den übrigen Theilen dieses wichtigen und weitläuftigen Buches wird in dem ersten Theile des zweyten Bandes folgen.

***

Neues Staatsgebäude. In drey Büchern. v. L. Leipzig 1767. 362 Seiten in 4.

Die Entwürfe eines Abts von St. Pierre, und noch neuerlich des Roußeau a), nach welchen Europa von allen Kriegen befreyet, und einer beständigen Ruhe geniessen soll, sind bekannt. Unser Schriftsteller tritt auch auf ihre Seite, preiset ihre gegebenen Ideen von neuen an, entwickelt sie noch genauer, und bestimmt schon alle Anstalten, die gemacht werden sollen, um diesen Plan glücklich auszuführen. Er sagt in der Vorrede: Da ich auf mein Ehrenwort versichere, daß ich weder den Abt von St. Pierre jemals gelesen, noch den Roußeau eher, als beym Schlusse meines Werks gesehen habe: so ist es mir um so viel angenehmer gewesen, in der Hauptsache eine so grosse Uebereinstimmung zu finden, ob wir gleich in Ansehung vieler Mittel und Entwürfe von einander abweichen. - - Die Lesung dieser Schriften, würde aber dem Verfasser auf keine Art einen nachtheiligen Verdacht haben zuziehen können, und vielleicht hätte alsdenn (aus diesem Gesichtspunkte war es sogar Pflicht sie zu lesen) selbst sein System in vielen Stellen eine ganz andere Wendung erhal-

a) Extrait du project de paix perpetuelle.

halten; wenigstens konnten ihm die Gedanken des St. Pierre und die Prüfung derselben, zeigen, wie ein grosser Theil seiner patriotischen Rathschläge selbst der Natur der Menschheit widerspreche, und offenbar mit der Unmöglichkeit streite. - - - Im ganzen Buche herrscht die Stimme des Patrioten, und des Menschenfreundes, ein Vorzug, den niemand so leicht, welcher das ganze Buch mit Aufmerksamkeit gelesen hat, dem Verfasser wird absprechen können. Und von dieser Seite verdient der Schriftsteller Verehrung. Je seltner in unsern Tagen die Stimme des Patrioten sich vor den menschlichen Leidenschaften Platz machen, und getrost hervortreten kann; desto begieriger nahm ich ein Buch in die Hand, welches gleichsam eine Umbildung der menschlichen Natur, und eine gänzliche Ausrottung der Leidenschaften versprach. Ich las einzelne Stellen, mehr als einmal, aber ich mußte immer wünschen: möchten doch alle Menschen gerade so gebohren werden, wie sie der Verfasser verlangt, ohne alle Leidenschaften, oder welches einerley war, möchte doch das Laster völlig vom Erdboden verdrängt werden, und unter Menschen, die einen so hohen Ursprung haben, nur allein die Tugend regieren. Im Ganzen konnte ich also von dem Plane des Verfassers nicht anders urtheilen, als er selbst in der Vorrede sagt: Ich kann ganz ruhig seyn, ob man mich unter die Projectmacher, und dieses Buch zu ihren Luftgebäuden zählt, so lange ich nicht gründlich überführet bin, daß das

erste Buch dieses Werks lauter Erdichtungen, und die zwey andern nichts, als Unmöglichkeiten enthalten. - - Das erste Buch handelt von dem kriegerischen Zustand in Europa, und hat wieder drey besondere Abtheilungen, die erste schildert den Soldatenstand §. 1-15; die zweyte die Ursachen der Kriege §. 16-28; und die dritte stellt die schrecklichen Folgen der Kriege vor von §. 29-66. Nach einer allgemeinen Betrachtung über die Staatskunst geht der Verfasser im 2 §. auf den ersten Grundsatz derselben fort. Da wir zugleich mit unserm Wesen den Trieb, und mit dem Triebe die Fähigkeit und Anweisung zur Verbesserung unsers Zustandes erhalten, so sollte man meinen (sagt der Verfasser im zweyten §.) daß die Erzielung eines so vortreflichen Zwecks nicht lange zweifelhaft bleiben, sondern die möglichste Vollkommenheit und Ruhe der gewisse Ausgang unserer allgemeinen und besondern Bemühungen, und die süsse Frucht der wahren Politik seyn müßte? Weit gefehlt! Europa vermißt diese Zufriedenheit gar zu stark. Und wo sind die Ursachen dieses Verderbens zu suchen? in den angenommenen Grundsätzen der Staatsinteresse. Wer ist im Stande dieses jederzeit abzuwägen? Die Fürsten thun es selbst mit ihren Räthen, und verfahren dabey, wie die Redner, die den Mangel ihrer Gründe mit starker Kunst bedecken; oder wie die Poeten, die anstatt sinnreicher Gedanken hochtrabende Worte einstreuen; oder wie die Mahler, die mehr durch kühne Züge, hohe Farben, und Schönheit des

Stücks, als durch Nachahmung der Natur, und des Urbildes einnehmen. Der größte Haufen wird geblendet; wahre Kenner aber suchen das Natürliche, Wesentliche, und Gründliche. In dem 3ten §. zeigt der Verfasser den Soldatenstand eben nicht von der vortheilhaftesten Seite. Er macht nach seiner Meinung rauh, wild, unbeugsam, grausam, unwissend, und vertilget die edelsten Eindrücke des Gemüths. Der Verfasser hat sich hier vielleicht ganz seiner eigenen Denkungsart überlassen, ohne sich überall umzusehen. Seine vorstellung ist auf eine sehr deutliche Art übertrieben, und jeder seiner Sätze leidet sehr viele Einschränkungen.

Diejenigen Eigenschaften sagt der Verfasser S. 13. die uns auf dem Wege zum Tempel der Glückseligkeit vorzüglich begleiten sollen, werden keinen Soldaten zieren, sondern ihn lächerlich, unkennbar und untauglich machen. Empfindungen von Großmuth, Gedult und Menschenliebe, muß er auslöschen, und seiner Seele die gegenseitigen hohen Eindrücke der Fühllosigkeit und Grausamkeit einätzen. In diesem Tone schreibt der Verfasser bis S. 14. fort. Unter welchen unbändigen Kriegern hat der Verfasser nicht geseufzet? Denn nur von diesen kann er die Farben zu seinem Gemählde entlehnet haben. Können denn mit einem edlen Patriotismus, und mit einer gerechten Wuth, welche ein unvermeidliches Schicksal in einigen Stunden von uns verlangt, nicht immer alle sanften Tugenden des Herzens bestehen? Nach

dieser

dieser Schilderung würde derjenige Mann, welcher von Natur zum Zorn gebohren ist, (und mit einer vorzüglichen Leidenschaft werden wir alle gebohren) gar keiner sanften Empfindung fähig seyn; und noch mehr, der Verfasser sammle einmal die Erfahrung, und sehe sich unter den Kriegsheeren um, sollte er nicht Helden entdecken, deren sanftes Herz, den oft zu aller Grosmuth erzognen Staatsmann erniedrigen wird; sollte er denn gar keine Soldaten kennen, die bey allem kriegerischen Muthe, immer auch an die Triebe der Menschheit zurück denken. - - In dem vierten §. wird gezeiget, daß der **Soldatenstand** schädlich sey, und alle übrigen Stände drücke. Der Verfasser schreibt mit eben der Beredsamkeit, wie in dem vorhergehenden §.; aber man setze hinzu, daß jede Anstalt der menschlichen Gesellschaft immer ihre guten und schlimmen Seiten habe, daß einmal Unglück auf dem Erdboden seyn müsse, daß der Mißbrauch einer Anstalt dieserwegen ihr selbst nicht nachtheilig ist; nun so wird man die ganze Stärke von der Beredsamkeit unsers Verfassers mit leichter Mühe schwächen können. Diese Schilderungen werden bis zum 16ten §. fortgesetzt, ich will ihren besondern Inhalt angeben, und nur von einzeln Stellen reden. Im Ganzen sind des Verfassers Klagen nicht neu, sie sind schon oft wiederholet worden, und werden, so lange man nicht die Natur der Menschen verändern und umbilden kann, noch oft wiederholet werden - - - Der fünfte §. beschäftiget sich mit den grossen Einkünf-

künsten, welche der Soldatenstand erfordert; und besonders wird bewiesen, wie durch denselben besonders der Landmann gedrückt werde. Zur Erläuterung wird eine Stelle aus dem 6ten Bande der allgemeinen Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande von den Chinesern abgeschrieben. Auch noch im 6ten §. wird von den fernern Beschwerden der Landleute geredet. Der Soldatenstand nutzet weniger den Unterthanen als dem Landsherrn; Dieses ist der Inhalt des 7ten §. Wir wollen uns auf die angeführte Fabel **mit dem Esel** nicht einlassen; wir fragen aber den Verfasser, ob eine bürgerliche Gesellschaft durch **Liebe** allein bestehen könne, und ob der **Zwang** nicht oft eben so nothwendig ist, als diese? War der **Zwang** nicht nothwendig vor den Menschen, warum hat er die natürliche Freyheit verlassen? und sich demselben unterworfen? Man muß den Menschen sehr wenig kennen, wenn man diese Nothwendigkeit nicht einsiehet, und durch welche andere Mittel soll denn der Zwang erreichet werden? Der 8te und 9te §. beschreiben die Kostbarkeit des Kriegswesens, und der 10te soll die Mühseligkeiten des Soldatenstandes schildern. Aber auch in diesem letzten §. so wie im 11ten bis zum 15ten §. hat der Verfasser in der Sprache des Poeten, die Begriffe übertrieben, gerade, da sie die genaueste philosophische Abmessung verlangen. Den locum communem S. 29. 31. **von dem Nutzen der Wissenschaften** hätte ich auch nicht gewünscht hier zu lesen. S. 32. heißt es: Der Kriegsstand hat sich nie mit dem

Vor-

Vorwurf einer übertriebenen Hochschätzung der christlichen Sittenlehre überladen; - - Ich würde dieses eben nicht gesagt haben, denn wenn man die Geschichte aller Stände sorgfältig studiret, so sieht man wohl, daß das Laster immer neben der Tugend zu herrschen gesucht hat? Ich frage den Verfasser, hatten wohl die Priester, die mit dem Kreutze in der Hand vor den Armeen herliefen, sich stärker mit dem Vorwurf einer übertriebenen Hochschätzung der christlichen Sittenlehre überladen, als die Soldaten? Ich will hier den Vorhang gar nicht aufziehen. Man könnte doch wohl denken, ich wollte die Tugend erniedrigen und dem Laster eine Apologie schreiben. Wenn ich aber jetzt an jene schrecklichen Wirkungen der menschlichen Grausamkeit zurück denke, so sehe ich oft, daß nicht sowol die Soldaten die Werkzeuge von Handlungen gewesen sind, bey welchen die Menschlichkeit zittert, sondern ganz andere Personen, die ich eben nicht nennen will. Der Verfasser dringe auf keinen Beweis. Denn man könnte in der That eine sehr lehrreiche Geschichte von - - abfassen. - - Von dieser Seite betrachtet der Verfasser den Soldatenstand, wenn er sich in seiner Ruhe und Zurüstung befindet. Aber er will ihn nunmehro auch gleichsam in seiner Arbeit aufsuchen, oder vielmehr ein Gemählde des Krieges entwerfen. Noch vor dieser Schilderung untersuchet er die wahren Ursachen dieses tragischen Auftritts, wodurch das Schicksal der Völker entschieden wird. Von diesen Ursachen handelt die ganze zweyte Ab-

thei-

theilung vom 16ten bis 28ten §. Man kann alle Ursachen der Kriege, aus einer einzigen Quelle herleiten, aus der Natur der menschlichen Leidenschaften. So wie diese sind in Bewegung gesetzet worden, haben die Kriege auf dem Erdboden gewüthet, und hier sagt uns die Geschichte der Nationen mehr, als alle philosophischen Betrachtungen. Bey diesem so bekannten Gegenstand würden wir also geschwind vorüber gegangen seyn. Der Verfasser liebt aber einen weitschweifenden Styl, den wir im ganzen Buche bemerkt haben. Die Leidenschaften haben die Politik nach dem unrechten Begriffe hervorgebracht, und diese hat sich in allen Jahrhunderten unter tausend Gestalten zu verstecken und alle Augenblicke zu verändern gewußt. - - Von dieser ganzen Abtheilung habe ich also nicht nöthig die Sätze zu wiederholen, sie entwickeln mit vielen Worten das Urtheil, das ich in wenigen zusammen gefaßt habe. Die dritte Abtheilung des ersten Buchs beschreibt selbst die schrecklichen Wirkungen des Krieges. Diese Beschreibung fängt sich vom 29sten §. an, und endiget sich eigentlich mit dem 53sten §. Wer kennt die unvermeidlichen Uebel der Kriege nicht, in welchen gemeiniglich die sanften Empfindungen der Tugenden vertilget, und die Leidenschaften in volle Flammen gesetzt werden. - - Mit Verwunderung haben wir gesehen, daß der Verfasser Gegenstände, die schon so glücklich in der Sprache des Dichters, und in Prosa sind beschrieben worden, noch einmal wiederholet, und zwar oft in einem sehr matten und unnatürlichen, überall in

einem

einem weitschweifigen Styl. Ueberhaupt haben wir lange kein Buch in einem so wortreichen Styl gelesen, als dieses: ein anderer Schriftsteller würde den ganzen Vortrag des Verfassers in zwey Seiten zusammen ziehen können. - - Ich werde von einigen Sätzen mein Urtheil sagen, ohne mich um diejenigen Herrn zu bekümmern, die alles gelobt wissen wollen, und alsdenn einzelne Beyspiele geben, von den Beschreibungen des Verfassers. S. 102. sagt der Verfasser: Wie oft seyn nicht die Türken, Tartarn, Corsaren und andere Heiden beyden Indiern eingeflochten, oder aufgewiegelt worden, um Christenblut zu vergiessen, die doch sonst in Bewahrung der Treue und Bündnisse einfach zu seyn pflegen? Der christliche Vorgang wirket allerdings auf selbige. Macht er sie nicht fromm, so macht er sie doch schlau, politisch, und geschickt. Wem sollte nicht dieser Satz sehr weit hergeholet scheinen, von den Türken ist es unter andern aus dem **Saint Real** b) bekannt, daß es jederzeit eine Maxime des Divans gewesen, keinen Krieg so leicht mit den Europäern anzufangen, wenn sie selbst unter einander in Streitigkeiten verwickelt sind. Eine Maxime die aus ihren eigenen Sitten und Charakter muß erkläret werden. S. 67, (denn ohne mich an die Ordnung zu binden, will ich Stellen bemerken, so wie ich sie angestrichen habe,) zählt der Verfasser unter die Mittel, wodurch die Begeisterung des Krieges-

heeres

b) siehe die bekannte Staatskunst.

heeres soll angefrischt werden, den Witz und die Erfindungskraft der Schriftsteller, der Tage-Register-Relationen- und Zeitungsschreiber, ferner ein dienliches Maaß geistiger Getränke, das vor und in dem Gefechte allmählig eingeflößt wird. Zeitungen und andere Schriften, kommen wohl selten bis zu dem gemeinen Soldaten, und die geistigen Getränke, vor und mitten in der Schlacht müssen nur in den Augen des Verfassers geschickt seyn, den patriotischen Enthusiasmus hervor zu bringen, vielleicht aber nicht in den Augen eines klugen Feldherrn, der, indem er siegen will, am meisten die Ordnung und die Kriegszucht nöthig hat. Von den Schilderungen des Verfassers will ich ein einziges Beyspiel wählen, noch immer gut in Vergleichung mit andern. S. 85: Die Menschen führen nicht allein mit Menschen Krieg, sondern auch, wie ich mehrmalen angedeutet, mit Hunger, Noth, Durst, Beschwerlichkeiten, allen Elementen und der ganzen Natur. Sie müssen den Schlaf verbannen, sowol am Tage, als öfters ganze Nächte hindurch, in der rauhesten Witterung, bey Kälte, Regen, heissen Sonnenschein, stärkstem Ungewitter, Hagel, Schnee, an schlechten bergigten sumpfigten Oertern, zur früheſten und spätesten Jahrszeit, in enger, unbequemer Kleidung, und unter dem Gewehr gewafnet, nur etwas schlummern, oder gar aufrecht in Gliedern und Linien, als unbewegliche Maschinen stehen, ein andermal beständig arbeiten, auf die Wache ziehen, unaufhörliche und beschwerliche Kriegs-

übungen, Märsche und Gegenmärsche machen, sich verschanzen, herumschlagen, schleppen, vorrücken, sich herum oder zurückziehen, belagern, vertheidigen, auf Partheyen, in Commando ausgehen, nachsetzen oder fliehen; Läger auf- und abschlagen, lastbar seyn, für die Herbeyschaffung und Zurichtung ihrer Speisen und Getränke, und die Erhaltung und den Putz ihres Gewehrs, ihrer Kleidungen, Mundirungsstücke, Pferde, und Rüstungen fleissige Sorge tragen, und in steter abwechselnden, und bis zum Sterben ermüdenden Bewegung seyn, ohne sich die geringste Bequemlichkeit, Ruhe und Pflege zu erlauben. -- Ich bin beym Abschreiben dieser Stelle ganz matt worden, und beynahe in einen Schlummer gerathen; vielleicht ist es dem Verfasser beym Ausarbeiten nicht besser gegangen. Nun spreche man mehr unserer Sprache den Reichthum der Worte ab! Nur noch eine einzige Anmerkung will ich bey dieser Schilderung vom Kriege machen. Warum hat der Verfasser wohl so viele Stellen aus Büchern, von welchen wenigstens einige mehr als einmal gelesen werden, wieder abdrucken lassen? Und viele machen einen sehr wunderbaren Contrast gegen einander, welche die Leser sehr leicht selbst entdecken werden. Wir gehen zum zweyten Buche dieses Systems fort, wovon die erste Abtheilung den Nutzen und die Mittel der gänzlichen Aufhebung der Kriege zeigen soll. Zuerst wird die allgemeine Glückseligkeit beschrieben, welche das menschliche Geschlecht nach Aufhebung der Kriege geniessen wird. Den 67-

70sten §.

70sten §. kann ich überschlagen, da unter einer sehr fruchtbaren Menge von Worten, bekannte Wahrheiten gesagt werden. Der 70ste §. beschäftiget sich mit der Verbesserung der Gerechtigkeit. Aber nur eine einzige Probe, was auch da vor schöne Gedanken vorkommen. Zu einer tiefern Einschärfung der Gerechtigkeit (S. 167.) würde ich die Verfügung anpreisen, daß die Richter, anstatt der Buchstaben V. R. W. die man nach der jüdischen unpunctirten Schreibart sowol von Rechts wegen, als auch vom Rechten Wägen lesen kann, sich folgenden Ausdrucks im Schlusse ihrer Sentenzen bedienen müßten: Nach unserm besten Wissen und Gewissen, so wahr uns Gott helfen soll. Vermuthlich hat hier der Verfasser seinen Witz zeigen wollen, wenigstens erwarte ich von einem Staatsmanne, eine glücklichere Verbesserung der Gerechtigkeit, als diese ist. Beynahe nicht besser sind die Vorschläge §. 71, und 72., und nun wieder eine lange Stelle von vier Seiten, aus dem so bekannten Buche: les Moeurs. In dem 74sten §. redet der Verfasser von der Stiftung eines Ehegerichts, und von der Strafe der Huren. Er klagt zuerst über die vielen unedlen Absichten, die man gemeiniglich bey den Heirathen zu erreichen sucht; über die Vorurtheile und Hindernisse die entstehen; und verlangt endlich in jedem Staate ein Gerichte, welches unter andern auch die Eigenschaften der Liebenden prüfen soll. Dieser Gedanke gehört wieder unter die eigenen Chimären unsers Staatsmannes. Wie will wohl ein Rich-

ter die Gesinnungen des Herzens prüfen? Und sollten nicht diejenigen Personen, unter welchen das ganze Geschäfte vorgehet, diese Prüfung weit glücklicher anstellen können? ich glaube wenigstens, daß derjenige, welcher nur einigermassen zu denken gewohnt ist, Harmonie der Neigung von Schmeicheley, und wahre Hochachtung von kleinen Absichten wird unterscheiden können. Nun in einer Familie wird doch wenigstens ein denkender Mensch seyn, der die Stelle des Richters wird vertreten können. Und wenn am Ende jede Ehe erst vor Gerichte ausgemacht werden sollte; so wäre dieses gewiß das beste Mittel, alle Ehen zu hintertreiben. Man kennt die Stärke und Gewalt der menschlichen Leidenschaften! S. 179. schreibt alsdenn der Verfasser den unglücklichen Personen, die ausser der Ehe, und zwar zum ersten mal zu Müttern werden, eine Apologie.

Es ist wahr, wie verschiedene Ursachen können nicht auf einmal einem Frauenzimmer diesen wesentlichen Punkt von der Ehre entreissen; wenn man nun hinzusetzt, daß beynahe (denn es giebt auch unter den Frauen Männer) das ganze schöne Geschlecht, nur nach Sinnen und Empfindungen, nicht nach Vernunft handelt, so ist das Schicksal, welches einer solchen Person, die den Leidenschaften nicht hat widerstehen können, begegnet, überaus hart. Allein die ganze Sache gehört unter die herrschenden Gewohnheiten und Vorurtheile der Nationen; und wie sind diese nach und nach zu vertilgen, dieses hätte der Verfasser entwickeln sollen, anstatt daß

er

er uns das Unglück dieser Personen beschreibt; denn dieses wissen wir endlich alle. Wie der Verfasser von den Ehen, und jenen unglücklichen Personen, welche der Gott der Liebe überwältiget hat, auf einmal auf die Duelle, und die Abschaffung der Degen hat kommen können, war uns fast unbegreiflich. Ein artiger Sprung im Denken ist es immer. Nicht nur daß der Verfasser, die schon so oft, und viel besser gesagten Wahrheiten, von den traurigen Folgen dieser blutigen Auftritte, welche die Stärke der menschlichen Vernunft so zweifelhaft machen, wiederholet, so schreibt er auch wieder eine Stelle von zwey Seiten aus dem Buche les Moeurs ab. Die Erläuterung geht von S. 181-191. Wider die Degen hat der Verfasser gleichsam einen angebohrnen Haß. Das Degentragen soll durchaus, sogar auch den Soldaten verboten werden. Daß die Degen dem bürgerlichen Leben ein sehr entbehrliches Geräth sind, will er unter andern auch aus dem Beyspiele des Frauenzimmers beweisen. - - Die Hypochondrie macht mich, indem ich dieses schreibe, zu ernsthaft, sonst würde ich noch andere Sachen nennen, die abgeschaft werden müssen, weil sie das Fauenzimmer nicht trägt. - - Im 78. §. kömmt endlich der Verfasser auf seine Lieblingsidee auf die Abschaffung der Kriege. Dieses soll durch die Stiftung eines (ich rede mit dem Verfasser) Schiedsgerichts bewerkstelliget werden. Wer das Project des Abts von St. Pierre gelesen hat, der kann nunmehro das Buch des Verfassers immer

beyseite legen. Allein der Abt von St. Pierre hat doch noch lange nicht so viele Chimären, als unser Verfasser. Dieser bestimmt schon die Eigenschaften der Friedensrichter. (§. 80.) Er erwählet Präsidenten (§. 83.) Oberräthe, Canzleybedienten (§. 84.) er giebt Besoldungen zu 100000. bis 1500 Thaler, er zeigt schon ihr gerichtliches Verfahren, und wer wollte alle die süssen Träume des Verfassers wiederholen? Auch im dritten Buche bleibt er sich ähnlich. Er will Ritterorden zu Wasser und zu Lande wider die Barbaren errichten, und zwar gegen die Türken, Corsaren, Heiden beyder Indien, mit Inbegrif des südlichen Africa, Mohren, Tartarn, Chineser, u. s. w. Was müssen doch diese armen Völker dem Verfasser gethan haben. Er macht schon die Contingent-Tabellen für alle Orden, theilt Ordenszeichen aus, und bestimmt, wie viel jeder Staat Europens jährlich Summen Gelds abtragen soll. Wer Lust hat Chimären in recht eigenem Verstande zu lesen, der schlage nach wo er will im dritten Buche, er kann sie Dutzendweise auf jeder Seite haben. Im Ganzen sieht man überall, daß der Verfasser die Natur des Menschen gar nicht studiret hat. Seine Schreibart hat eine wunderbare Schattirung von einer bilderreichen und poetischen Sprache, und von einer oft unedlen und matten Prosa. Ueberhaupt ist es ein Styl, wo die einzeln Ausdrücke bald von diesem Schriftsteller, bald von jenem nachgeahmet sind, fruchtbar an Worten, arm an Gedanken.

Kleine

Schriften und Abhandlungen.

Denkmal des Herrn Johann Nicolaus Meinhard an den Herrn geheimen Rath Klotz von Friedrich Just Riedel. Jena 1768. 32 Seiten in 8vo.

Zweymal habe ich schon dieses Denkmal gelesen, ich lese es wieder, und die Gegenstände bleiben mir immer neu. Ich bewundere das Genie eines **Meinhards**, und verehre die liebenswürdigen Eigenschaften seines Herzens, aber meine Verehrung wird eben so stark gegen seinen Biographen, der nicht nur seinem Freunde, sondern auch seinem eignen Genie ein vortrefliches Denkmal gesetzt hat. Man lernt den **Meinhard**, diesen würdigen Gelehrten von allen Seiten kennen, sein Genie, seine Gelehrsamkeit, seine Verdienste als Schriftsteller, als Freund, nach allen Gelegenheiten, bey welchen er die Eigenschaften seines Herzens entwickelt hat. So ein biographischer Plan ist ein Muster, und eben so glücklich gewählt, und lehrreich ist die ganze Vorstellung. Ich würde die ganze Schrift abschreiben, wenn ich meiner Neigung folgen wollte. Sie

wird aber auch ausserdem ganz gelesen werden; ich zeige also nur diejenigen Stellen an, bey welchen ich mich lange, sehr lange verweilet habe. Die Geschichte der **Hypochondrie** S. 14, wie angemessen dem Gegenstande, und wie lehrreich, ich wenigstens ward auf einige Zeit beruhiget! Wie unterhaltend ist nicht die Anektode von dem Zwist zwischen dem Herrn Canonicus **Gleim**, und dem Herrn **Meinhard** S. 36. erzählet. Man bewundert die Charaktere von zwey grossen Männern, die Großmuth und das gefällige Herz eines **Gleims**, und die Bescheidenheit eines **Meinhards**. Bey den Versuchen über den Charakter, und die Werke der besten italiänischen Dichter, führt Herr Riedel das Urtheil des hiesigen Herrn Professor **Jacobi** S. 47. an. Wer dieses Urtheil ließt, wird freylich dem Wunsche beytreten: daß Herr **Jacobi**, der **Meinhards** Gefühl, Einsichten und Geschmack in einem hohen Grade besitzt, die Fortsetzung von dem **meinhardischen** Werke übernehmen möchte. Ein Wunsch, der erfüllet werden wird. - - S. 63. lese ich eine Stelle, aus welcher ich mir den ganzen Charakter des Meinhards entwickeln kann: vielleicht war es Ahndung, vielleicht auch nicht, weil ein Hypochondrist ohnehin immer an seinen Tod denket, daß er einem Freunde, der ihn bey seiner Durchreise durch Leipzig fragte, was er für Aussichten auf das Künftige hätte, die Antwort gab: **O die schönste Aussicht! - - die Aussicht auf mein Grab.** Von S. 65-72. ist der Charakter des Meinhards abge-

abgezeichnet; wer wird aber nicht selbst so ein schönes und regelmässiges Gemähldе betrachten wollen? Eine einzige Stelle S. 62: Ueber alles liebte er die Freyheit, und suchte stets Meister von seinen Beschäftigungen, und von seiner Zeit zu seyn. Er lebte ohne Amt, ohne äusserlichen Charakter, Dinge, die andere so sehr suchen, aber nie ohne Arbeit, die andere so sehr meiden. Das Verdienst des Bürgers zu ehren, war er geneigt, nur den Zwang haßte sein Herz, der der Schatten des bürgerlichen Verdienstes ist. Als ihm ein Freund einige Stellen aus dem Phocion des Abts **Mably** vorlas, sagte er: **Lacädemon war vortreflich für den Bürger eingerichtet, aber erbärmlich für den Menschen, der selbst denken und handeln will!** - -

Thesaurus Epistolicus Gesnerianus collegit et prefatus est Christ. Adolphus Klotzius Vol. I. Halae Magdeburgicae MDCCLXVIII. 184 Seiten in 8vo.

Wir wünschen eine Fortsetzung von vielen Theilen. Dieser erste Theil enthält die Briefe von dem so bekannten **Heumann**, und die Antworten, welche **Geßner** an ihn geschrieben hat. Da in vertraulichen Briefen, die Charaktere von

den Personen sich genau abbilden, so wird man mit Vergnügen, die Denkungsart von zwey grossen Gelehrten, von einem **Geßner** und **Heumann** wahrnehmen. Man siehet wohl, daß diese Briefe nicht zum Druck bestimmt gewesen sind, der vertraute Ton der Freundschaft herrscht zu stark in denselben; aber eben darum sind sie auch desto lehrreicher, und unterhalten uns auf eine angenehme Art. Wie vertraut beyde Männer einander ihre Gesinnungen entdecket, wird man unter andern aus folgender Stelle, die ich eben aufgeschlagen habe, leicht beurtheilen können. S. 16. schreibt **Heumann** an **Geßnern**, von einem gewissen Herrn **Richter** in Leipzig: Ad vxorem ejus quod attinet, si Richterus sciuisset quod vtique scire potuit, sibi deesse neruum rerum in thoro gerendarum, abstinere debuisset matrimonio, nec infelicem reddere eam, quam amabat. - -

Carl Renatus Hausens Versuch einer pragmatischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Halle 1766. 180 Seiten in groß 8vo.

Nach einer Einleitung habe ich die Geschichte von 1700. bis auf die letzten Friedensschlüsse vorzustellen, und besonders die merkwürdigsten Veränderungen, aus welchen man den heutigen Zustand Europens beurtheilen kann, zu entwickeln gesucht. Classi-

Classische Biographie oder die Leben und Charaktere aller classischen Autoren, zwey Theile aus dem englischen übersetzt von Samuel Mursinna, der Theologie öffentlichen Lehrer, und des Gymnasii illustris in Halle Ephorus. Halle 1767, und 1768. Der erste Theil 430 Seiten, der zweyte 335 Seiten in groß 8vo.

Keine Biographie! Keine Charaktere! sondern gesammlete Nachrichten zu einer Biographie und Charakteren. Die Bemühung des gelehrten Herrn Mursinna, verdienet allen Beyfall! - -

Ioannis

Ioannis Tobiae Carrach, Icti, Potentissimo Porussorum regi a Consiliis intimis, Academiae regiae Fridericianae directoris Professoris juris Primarii, Facultatis Iuridicae Praesidis ordinarii. Programmata Iuridica. Halae Magdeburgicae typis Ioan. Friderici et Frid. Aug. Grunertorum recusa anno MDCCLXVII. Seiten 96. in 4to.

Unser berühmter, und um hiesige Universität so verdiente Herr geheimde Rath Carrach hat sich durch den neuen Abdruck dieser gründlichen Abhandlungen, alle wahre Kenner der Rechtsgelehrsamkeit von neuem verbindlich gemacht. Wir zeigen blos ihren Inhalt an, da sie ausserdem, wegen der dem Herrn geheimden Rath eignen Stärke und Gründlichkeit in der Rechtsgelehrsamkeit, allgemein gelesen werden. Die erste handelt de quadriennali vita restitutionis in integrum reipublicae et Ecclesiae ad legem I. C. de offic. &c. Die zweyte: De Sorite Fallaci et de Sensu Legis CLXXVII D. de verborum signif. juncta ei lege LXV D. de Regul. Iur. Die dritte: de Brocardico: Illiquidi cum liquido nulla est compensatio ad L. vlt. §. 1. c. de compensat. vulgo Geld vor Recht noch. Und die vierte: de

jusso

jussu Patris in conferendis studiorum sumtibus rato vel irrito ad Leg. L. D. Familiae herciscundae. Nach diesen Abhandlungen folgen die einzeln Sätze aus den verschiedenen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, welche ehemals auf hiesiger Universität, einige unserer geschickten academischen Mitbürger unter dem Vorsitze des Herrn geheimden Raths vertheidiget haben. Wir wünschen nichts mehr, als daß sich die hier Studirenden noch lange Zeit des Unterrichts und der Vorlesungen, eines so gründlichen und grossen Rechtsgelehrten bedienen können!

Ehrengedächtniß des Herrn Christoph Andreas Mangold der Anatomie, Chymie und Philosophie ordentlichen Lehrers zu Erfurt an die churmaynzische Akademie der Wissenschaften von Ernst Gottfried Baldinger. Jena 1767. Seiten 40. in 4.

Der Name **Mangold** ist den Aerzten sehr verehrungswürdig, und besonders sind seine Verdienste in der Chymie, durch den unpartheyischen Beyfall grosser Kenner bestätiget worden. Herr Baldinger, dieser würdige Schüler des Man-

Mangolds, welcher ihn so genau kannte, hat in diesem lehrreich abgefaßten Denkmal, uns nicht allein mit seinen Verdiensten, sondern auch mit seiner Methode zu studiren, und mit seinen Schriften genau bekannt gemacht. Selbst die Geschichte der Krankheit, welche diesen Gelehrten den Wissenschaften so früh entrissen hat, kann vor die Aerzte sehr unterrichtend seyn!

Johann Heinrich Christian von Selchow Grundriß einer pragmatischen Geschichte des Durchlauchtigsten Hauses Braunschweig-Lüneburg. Göttingen 1767. Seiten 352. in 8vo.

Diese Geschichte, über welche der Verfasser besondere Vorlesungen gehalten hat, ist in drey Theile abgetheilet. Der erste enthält zwey Abschnitte, auf welche drey besondere Capitel folgen. Der zweyte Theil besteht aus zwey Büchern, welche wieder besondere Capitel und Abschnitte enthalten. Der dritte Theil beschäftiget sich mit der neuern Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses von Herzog Ernst dem Bekenner, bis auf unsere Zeiten, und enthält wieder einige Capitel und Abschnitte. Der Verfasser ist überall den guten Quellen der Geschichte und den besten Geschichtschreibern gefolget.

Gedanken über die Ruhmredigkeit des Cicero von Johann Jacob Rambach. Quedlinburg 1767. Seiten 16. in 4to.

Auch diese Schrift bestätiget unser Urtheil, von der Geschicklichkeit des Verfassers. Nachdem Herr Rambach von den Widersachern des Cicero geredet hat, worunter auch der heilige Hieronymus ist, der sich alle Mühe gab, die Schriften dieses Mannes aus den Händen der Christen zu winden, vielleicht, um seine eigenen empor zu bringen, und den Aberglauben unter dem Volke desto stärker zu befestigen, so entwirft er uns S. 4 und 5. den Charakter des Ruhmredigen. Die Stelle ist schön, aber zu lang, sonst würden wir sie abcopiren. Dieses Bild des Ruhmredigen vergleicht er alsdenn mit dem Charakter des Cicero und sagt S. 5.: Aber welch ein Abstand! welch eine Unähnlichkeit! wo finde ich die regellose Selbstbewunderung, wegen kleiner oder erdichteter Vorzüge? Wo die neidische Verachtung fremder Verdienste? Wo die Unbescheidenheit und den Frevel im Selbstlobe? Es ist wahr, sagt der Verfasser, Cicero hat sich selbst gelobt, und dennoch beweiset es noch nicht, daß er ruhmredig gewesen sey. Ein Mann von wahren Verdiensten kann allezeit mit einer edlen Freymüthigkeit von sich

sich sprechen; und oft ist es sogar für ihn Pflicht, sich selbst zu loben. Diese Fälle, in welchen das Selbstlob nicht allein verzeihlich, sondern auch pflichtmässig ist, werden hierauf angeführet. Es ist Pflicht sich zu loben, wenn man dadurch gutes stiften S. 6.; oder wenn man einen verwegenen Großsprecher dadurch beschämen kann. Die Regeln des Selbstlobes erläutert der Verfasser hierauf mit einigen Handlungen des Cicero, und auch mit andern Beyspielen von grossen Männern, die uns die Geschichte aufgezeichnet hat. - - Im Ganzen hat der bekannte Herr von Bar über diese Materie ähnliche Gedanken geäussert. c)

M. Johann Georg Hagers Rector zu Chemnitz Geographischer Büchersaal, des zweyten Bandes viertes Stück. Chemnitz 1767. in 8vo.

Herr Hager kann (S. 244.) vermöge seines Amtes die Feder nicht niederlegen, und besieht also noch einmal die Rückseite des Titels von Neanders Geographie, wo die Worte Es. 51, 6. und 40, 15. stehen; noch einmal die Zueignungsschrift an die jungen Herrn von Bila, welche am Geburtstage Christi geschrieben ist.

Nun

c) in den Bablioles Litteraires.

Nun so besehe er denn und schreibe, ohne sich um die Splitterrichter (S. 314) die haussen vor der Pforte an dem Wege der Spötter sitzen, zu bekümmern. Wir wollen ihn nicht weiter stöhren!

Die Verdienste des Hauses Nassau-Oranien um die Republik Holland von Johann Heinrich Els, Rector der Friedrichsschule zu Magdeburg. Magdeburg, 1767. 16 Seiten in 4.

Ein guter historischer Beytrag zu einem künftigen Calender!

* *

Reflexions sur les Affaires des Dissidens en Pologne avec une Exposition des droits des dissidens, joints à ceux des Puissances interessees à les maintenir. à Varsovie 1767. S. 127. in 4. nebst der deutschen Uebersetzung.

Der Verfasser untersuchet zuerst die Frage, ob die Polen mächtiger und glücklicher gewesen, als sie noch alle catholisch waren, oder nicht.

Er zeigt, daß die Grösse und Macht Polens (S. 5.) erst in diese Zeit falle, da diejenigen Provinzien mit Polen vereiniget wurden, welche der griechischen Religion beygethan waren. Unter der Regierung **Sigmund** des **ersten** und **zweyten** haben sich durch die Lutheraner und Reformirten gar sehr die Polen vermehret. Preussen, Liefland, Churland, der gröſste Theil des kleinen und grossen Polens, eben sowol als Litthauen, nebst fast allen Grossen, und dem gröſsten Theil des Adels, nahmen die protestantische Lehre an. Die Catholicken waren demnach (S. 7.) viel schwächer, und schätzten sich glücklich, wenn sie es dahin brachten, daß die geistlichen Güter der Catholicken nur an Catholicken, so wie der Griechen nur an Griechen vergeben würden. In dem Jahre 1573. berief der Grosmarschall **Fieley**, ein Protestant den ersten Reichstag des freyen Staats. Auf demselben ward der Friede zwischen den Griechen, Protestanten und Catholicken angenommen, und von einem Bischofe nach dem Muster des Religionsfriedens in Deutschland abgefasset. Sie versprachen sich gegenseitig Liebe und Schutz, und daß der Unterschied des Glaubens keine bürgerliche Uneinigkeit unter ihnen erregen sollte. Da dieser Friede zwischen den Dissidenten in allen öffentlichen Urkunden, in allen Verordnungen, und Reichsabschieden von dieser Zeit an bis auf uns ist wiederholet worden, so können die Catholicken nicht in Abrede seyn, daß derselbe ein Grundgesetz

gesetz sey. Obgleich nachmals die Catholicken nach **Sigmund** dem dritten die Oberhand bekamen, so unterstunden sie sich doch nicht, diesem Frieden zu widersprechen; inzwischen glaubten sie, demselben dadurch einen Schaden zu thun, daß sie unter ihre Unterschriften setzten: Saluis juribus ecclesiae Romano catholicae. Die Dissidenten aber setzten zur Wiedervergeltung dieser Neuerung öfters unter ihre Unterschriften: Salua pace inter Dissidentes. Diese Rechte der Dissidenten werden heutiges Tages mit vieler Hitze angefochten. Man führet (S. 11.) viele Gesetze an, wodurch man zu beweisen trachtet, nicht nur daß die Dissidenten kein Recht im Königreiche haben, sondern sogar, daß sie daraus verbannet wären. Diese Gesetze werden von dem Verfasser von S. 11-17. erzählet, und zugleich bemerkt, daß das fünfte Gesetz die Constitution des Bündnisses vom Jahre 1733. das einzige sey, welches man ihnen vorwerfen könne. Man nimmt in demselben alle Gesetze von 1632, bis 1717. wider die Dissidenten an, und fügt die Ausschliessung von den Bedienungen des Reichs, und das Verbot bey den Reichsberathschlagungen eine Stimme zu haben, hinzu. Dieses jedoch geschahe, nachdem man alle Bothen der Dissidenten mit Gewalt aus der Versammlung vertrieben hatte. In dem Reichsvertrage August des dritten ließ man zwar wol den Frieden zwischen den Dissidenten gewöhnlichermassen beschwören; aber man that hinzu: nach Vorschrift der Constitution von 1717., und die Ausschliessung von den Bedienungen. Der

Verfasser wendet sich nunmehro auf den Verfall der Dissidenten, und beschreibt ihre Schicksale unter **Siegmund dem dritten, Uladislaus dem vierten**, Johann Casimir, (S. 21.) unter Johann dem dritten, unter den sächsischen Königen, und unter der gegenwärtigen Regierung eines weisen Stanislaus. Von den zwey sächsischen **Augusten** schreibt der Verfasser S. 25. also: Die gesunde Staatskunst will, daß man den Schwächern gegen den Stärkern beschützen soll, und die Könige von Polen hatten dieselbe, in Absicht der Dissidenten jederzeit beobachtet; aber die beyden sächsischen Könige erwähleten den entgegengesetzten Weg. Sie hatten nur zur Absicht sich die Geistlichkeit verbindlich zu machen, und glaubten sich dadurch in Polen zu stärken und festzusetzen. Sie thaten nichts ohne Zuziehung der Priester. Sie opferten ihnen alles auf, und die Dissidenten sonderlich wurden ganz ihrem Willen überlassen. Sie vermieden nichts mit mehrerer Sorgfalt, als das Ansehn sie zu beschützen, und alles was sie für sie gethan, besteht darinn, daß sie den Verfolgern Bedienungen versprochen oder gegeben, um sie zu besänftigen. Niemals ward die Gewalt der Könige oder der Gesetze dabey gebrauchet, der Ausgang zeigt, daß ihre Staatskunst nicht die beste gewesen; indessen ist die Gewalt der Geistlichkeit dergestalt angewachsen, daß sie keine Grenzen mehr hat, und die Nation, welche sich, in Absicht auf die Könige frey nennt, kann es nicht in Absicht auf die Priester seyn; alles zittert vor ihnen,

ihnen, der geringste Pfarrer ist seinem Herrn fürchterlich; er läßt sich von ihm die Rechte der Kirche bezahlen wie er will, und die geringste Widersetzung wird mit Bannsprüchen oder Ladungen vor die geistlichen oder weltlichen Gerichte bestraft, wo seine Amtsbrüder allezeit die Herrschaft führen. In dem zweyten Abschnitte hat der Verfasser sowol die Rechte der Dissidenten, als auch derjenigen Mächte, deren Interesse es erfordert sie aufrecht zu erhalten, gezeiget. Die Rechte der Dissidenten (S. 41.) gründen sich besonders auf das ihnen auf dem Landtage zu **Vilna** 1563. ertheilte Privilegium. Aus welchen man sieht, daß derjenigen Bürger, welche nachmals ganz uneigentlich Dissidenten genennt wurden, Fähigkeit zur Erhaltung aller Würden, Bedienungen und Stellen, bey der Krone vollkommen errichtet und gesichert sey, so wie ihre Gleichheit in allem mit andern Bürgern auf die deutlichste und entscheidenste Art bestimmt ist. Dieses Privilegium (S. 43.) ist auch nachmals auf dem Reichstage zu Grodno 1568. bestätiget und wiederholet worden. Die öftern Wiederholungen dieser Versicherung unter den folgenden Königen werden hierauf angezeiget. Nach dieser Vorstellung wendet sich der Verfasser auf die Rechte der Kaiserin von Rußland, wegen welcher sie sich genöthiget siehet, der Sache der Dissidenten beyzustehen. Diese Rechte gründen sich auf die Verbindungen, welche aus der Nachbarschaft entstehen, und wegen welcher Rußland allezeit an den Angelegenheiten der Re-

publik Antheil genommen hat, daß es Kriege zur Erhaltung ihrer Regierungsform geführet hat, und daher kann Polen gesichert seyn, daß es jederzeit einen treuen Bundesgenossen an Rußland findet, der die Erhaltung seiner Staatsverfassung zu Herzen nimmt, weil die Verletzung derselben in verschiedner Absicht die Wohlfahrt und die Ruhe von Rußland mit betrift. Ausserdem wird auch die Kaiserin nach dem zweyten Artickel des Friedens von Oliva, und des moscauer Friedensschlusses berechtiget, sich der Schicksale der Dissidenten in Polen anzunehmen. - - Von S. 30.127. folgen besondere Urkunden, welche die in dieser Schrift vorgetragenen Wahrheiten noch genauer bestätigen.

Allgemeines historisches Magazin mit Beyhülfe einiger Gelehrten errichtet von D. Friedrich Eberhard Boysen erstes Stück. Halle 1767. 392 Seiten in 8vo.

In diesem ersten Stück stehen: eine Abhandlung des Herausgebers von dem Ursprunge der Thüringer, des Sagittarius noch nicht herausgegebene Geschichte von Magdeburg, und zwar die ersten vier Bücher; Privilegia der alten Stadt Magdeburg eine Handschrift, eine Abhandlung

lung des Herausgebers von dem Alterthum der deutschen Buchstaben, und endlich: consilia circa Propagationem verae fidei in Christum omni cura obseruanda, communicata fratribus nostris Marchicis Hamburgi 1652. - -

Historia captiuitatis Philippi Magnanimi Hassiae Landgrauii cum Anecdoto Diario belli Smalcaldici Günderrodiano et cum ipsa Landgrauii Capitulatione Auctor D. Lud. Godof. Mogen. Francofurti et Lipsiae MDCCLXVI. S. 396. in 8vo.

Diese Schrift des gelehrten Herrn D. Mogen verdient wegen dem beygefügten Diarium Günderrodianum nachgeholet zu werden. Zuerst beschreibt Herr Mogen selbst das Leben des Landgrafen Philipps von S. 1-250. und ist besonders bey dieser Beschreibung dem **Schleidan**, dem **Thuan**, **Hortleder**, und der **günderrodischen Handschrift** gefolget. Die ganze Geschichte ist in drey Abschnitte eingetheilet; der erste erzählet die Begebenheiten des Landgrafens vor der Gefangenschaft; der zweyte, die bey der Gefangenschaft vorgefallenen Umstände; und der dritte, die Schicksale dieses Fürsten in seiner Gefangenschaft. Den historischen Vortrag, den sich der Verfasser

 gewählt,

gewählt, sagt er uns selbst in der Vorrede: Vbique fideliter allegaui fontes, unde hausi, et nihil fere, nisi quod testibus coaevis omnique exceptione majoribus probatum sit, scripsi, adeo, vt forte in allegando magis in excessu peccauerim ac in defectu. - - Equidem et ego, si voluissem, ad modum Domini Voltairii cogitare, propriasque cogitationes pro factis venditare et calamo tradere potuissem. Sed scripta ejusmodi proferre historicum non decet. Perfectior enim est relatio, quae lacunis, quam quae mendaciis gaudet. -- In dem zweyten Abschnitte untersuchet besonders Herr Mogen die Art und Weise, wie es mit der Gefangenschaft des Landgrafens zugegangen, und zeiget, wider die Meinung einiger neuern Gelehrten, daß sie durch einen **Betrug** sey ausgeführet worden, durch welchen man nicht sowol ihn selbst, als die Unterhändler bey dieser ganzen Sache hintergangen habe.

Um dieses zu beweisen, werden einige Stellen aus dem **Schleidan**, **Thuan**, und aus verschiedenen öffentlichen Schriften, die beym **Hortleder** stehen angeführet. An dieser Untreue hat auch niemand gezweifelt, bis zu erst **Perizonius**, die Sache aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet hat. Wir wollen jedoch selbst die Worte des Herrn Verfassers anführen: Per sesqui etiam fere seculum de ea fraude dubitavit (S. 76.) plane nemo. Tandem vero, quod mirandum, fuit Perizonius, qui aluum genitricis (in der Note r) die

die XXVI Octobris MDCLVII. Dami reliquit et Lugduni Batauorum historiarum Professor MDCCXV. vitam finiuit, in commentariis historiae seculi decimi sexti. p. 373. Diese Meinung des Perizonius hat der berühmte Köhler d) ebenfalls behauptet, und nach ihm besonders auch der **Plesken** e). Die Gründe dieses letzten Schriftstellers werden von dem Verfasser von S. 97-121. wiederleget. Nach dem **Plesken** sind besonders die Gründe eines gewissen **Wencke** angeführet, und ihre Unrichtigkeit ist gezeiget worden von S. 122-140. Zuletzt S. 141, beruft sich auch der Verfasser um seine Meinung von diesem Betrug noch mehr zu bestätigen auf ein gewisses Monument, das sich in Giessen am **Selzer Thor** befindet. Er sagt: In testimonium fraudis, vero commissae monimentum adhuc voco coaeuum. Cujus magnitudinem ipsemet mensus sum. Est sex pedes altum, et tres vix latum. Das beygefügte Diarium hat folgenden Titel: **Wahrhaftige summarische Beschreibung der Ursachen Anfangs, Mittels und Ende deutscher Nation Kriegs undt dero gemachten Frieden von 1546. bis in das 1553ste Jahr.** Diese Beschreibung ist in verschiedne Capitel abgetheilet, das erste enthalt: Die Ursachen

d) Deutsche Reichshistorie p. 445. sqq.

e) Disquisitio epistolaris vtrum Carolus V. dolo vox eniger, m. ewiger, in decreto Philippi Magnan. Captiuit. mutata fuisse, falso dicatur Goett. 1750.

des Krieges; das zweyte den Anfang des Krieges; das dritte Capitel, die Ursachen, warum vornemlich Herzog Moritz, Churfürst zu Sachsen, und Landgraf Wilhelm zu Hessen sind bewegt worden, den Krieg im Jahre 1552. anzufangen. Der Verfasser dieser Handschrift ist selbst der Canzler des Landgrafens Philipps, der Herr von **Günderrode** gewesen. Aus einer einzigen Stelle, die ich anführen will, wird man sehen, daß diese Handschrift viele besondere Nachrichten enthalte. Im zweyten Capitel S. 277. §. 46. lese ich folgende Worte: **Der Churfürst stundt vom Gaull, sagt wider den Landtgraven, ob er essen wolte, sagt der Landtgrave, eße ich heut, so gesegne mirs der Teuffell, reit also hinweg undt sahe was die Feinde machen wollten.** - -

Ausser dieser Handschrift hat der Verfasser noch eine glaubwürdige Copie von dem Vertrage zwischen Kaiser Carl dem fünften, und Philippen Landgrafen von Hessen-Cassel vom Jahre 1547. beygefüget, welche richtiger und vollständiger seyn soll, als diejenige, die beym **Hortleder** stehet. - -

D - - - n

Vermischte Nachrichten und Anmerkungen zur Erläuterung und Ergänzung der sächsischen, besonders aber der eisenachischen Geschichte vierte Sammlung. Eisenach 1768. in 4.

Ich lese S. 1-7. eine kurze Abhandlung von der Herkunft der Landgräfin Hedwig, der Gemalin

lin Ludwig des dritten. Man hat diese Gräfin gemeiniglich für eine Tochter des ehemaligen Herzogs und nachherigen Kaisers Lotharius gehalten; Herr Professor Schumacher zeiget aber mit sehr guten Gründen den Widerspruch, und behauptet, daß sie die Tochter eines Grafens von Hessen, des Giso, gewesen sey. S. 8. und 9. stehen Anmerkungen über den Ursprung und die Bedeutung des Beynamens Raspe, den verschiedne Söhne der alten Grafen und Landgrafen von Thüringen geführet haben. Der V. folgt dem **Schminke**, daß **Raspo** oder **Rasper** so viel als tapfer bedeute. S. 10-24. ist die Geschichte des Landgrafens Ludwigs des vierten, insgemein der **Eiserne** genannt, beschrieben. Dieser Landgraf war mit dem Kaiser Friedrich dem ersten verwandt, er nahm an den meisten Begebenheiten, die dieser Kaiser ausgeführet hat, Antheil. Es ist daher die Geschichte Friedrich des ersten im Ganzen wiederholet worden. S. 25. und 26. folgen einige Anmerkungen von den Beynamen Ludwig des vierten. Er heißt der eiserne, weil er beständig einen eisernen Panzer trug, indem er viele Nachstellungen von seinen eignen Unterthanen hatte; so erzählen es verschiedne Schriftsteller, aber der V. widerleget nicht nur diese, sondern auch zugleich einige andere Fabeln, und sucht die Ursache, daß er beständig geharnischt gegangen, in der Mode der damaligen Zeiten, und in dem kriegerischen Charakter des Landgrafens. S. 27. untersucht er die Frage, ob Ludwig der vierte im Jahre 1168. oder 1172. gestorben sey, der V. nimmt aus guten Gründen das Jahr 1172 an. S. 28. und 29. steht eine kurze Nachricht von des

Land-

Landgrafens Ludwigs des vierten Geschwistern. S. 30. bis 32. wird die Regierungsform, die bey den alten Landgrafen von Thüringen üblich gewesen, erkläret. Estor a) glaubt, dieselbe habe in einem **Principatu** bestanden, und folglich habe der älteste Prinz nicht nach dem Rechte der Erstgeburt mit Ausschliessung seiner Brüder, sondern nur im Namen und mit Beyrath derselben regieret. Der V. mißbilliget richtig diese Meinung, und nimmt das Recht der Erstgeburt an. Denn die Urkunden betreffen entweder **Allodialgüter**, oder sind während der Minderjährigkeit der Landgrafen ausgefertiget worden, und können also diese Meinung gar nicht bestätigen. Vor das Recht der Erstgeburt findet man aber in der Geschichte sehr viele Beweise. Die Landgrafen erwähnen z. E. niemals ihre Brüder in den Urkunden; sie haben die Belehnung allein von den Kaisern erhalten, u. s. w. S. 33-37. giebt der V. Nachricht von dem ehemaligen Marienstifte zu Eisenach, und S. 38-43. folget der Beschluß einiger um Eisenach wachsenden Pflanzen, S. 44 und 45. eine kurze Nachricht von dem **Hörselflusse**, endlich sind als ein Anhang drey Urkunden beygefüget, eine vom Kaiser Conrad dem zweyten von Jahre 1145; eine vom Erzbischof Heinrich zu Magenz, vom Jahre 1342; endlich Friedrich von Salza Revers an Graf Heinrichen zu Henneberg vom Jahre 1346. Auch diese vierte Sammlung bestätiget unser Urtheil von den guten Einsichten des Verfassers in die Geschichte, und wir wünschen eine lange Fortsetzung. - -

a) Origines juris publici Hassiaci p. 87. seq.

Register

Register

über den

ersten Band der allgemeinen Bibliothek der Geschichte und der einheimischen Rechte in Deutschland.

A.

Abbt, Geschichte des menschlichen Geschlechts wird beurtheilet S. 42. Von dem Plane dieses Buchs 44
Wahl der Begebenheiten, die er beobachtet hat 49. Maximen und Betrachtungen 53. Schreibart historische 59
Abrégé chronologique, ou Histoires des Decouvertes &c. 533
Academie (zu Paris) verwandelt sich in eine Gesellschaft von Freymeuern 467
Amazoninnen Beschreibung derselben 540
Anecdoten, was sie eigentlich enthalten sollen 276
Anklagen, (peinliche) schreckliche Folgen, die sie in einem Staate hervorbringen können 205
Antonius, dessen Charakter S. 173. elender Sclave der Cleopatra 174. Großmuth der Octavia gegen ihn 174
Atabaliba, (Kaiser von Peru) sein Schicksal 558
August (Churfürst von Sachsen) wirft das köstliche in rothen Sammt gebundene, und mit Gold und Edelgesteinen besetzte Concordienbuch ins Feuer 418

B.

B.

Baaden, (Marggrafen von), Abstammung derselben 93
Baldinger (Ernst Gottfried) 597
Barriso 129
Barrow (Iean) dessen Histoire des Decouvertes &c. 533
Beccaria, (Marquis von) 193. Plan seines Buches von Verbrechen und Strafen 196
Beichtstuhl, die Geistlichen haben bisweilen eine Wechselbank daraus gemacht 414
Bel, (Carl Andreas) dessen gründliche Abhandlung 125
Berthold, der erste Herzog von Zähringen, Geschichte desselben 93
Berthold der zweyte, Geschichte desselben 95
Berthold der dritte, Geschichte 96
Berthold der vierte, unter ihm verliert das Geschlecht der Herzoge von Zähringen einen Theil ihres Ansehens 97. dessen Geschichte eben daselbst
Berthold der fünfte, 98. dessen Geschichte 98
Bielefeld, (von) seine Standsrede an den Verleger, 281. Seine nicht so bekannten Schlußgedanken 282. Sein geistliches Abendlied 283. vergleicht die deutschen Schriftsteller mit den Schaafen, und dem starken feisten Schaafbocke, der eine Glocke um den Hals hat 283. Sein neuer Briefstyl: Ick hab zwar die Ehr zu seyn ein wirklicher Parisien 284
Biographien, von dem Plane derselben 351
Brasilianer, ihre Sitten 545
Briefe (persanische) Montesquieu beurtheilet sie selbst 465
Brühl, (Heinrich Graf von) die Geschichte wird ihm noch ein eignes Denkmal stiften 446
Bulle, (güldene) 314
Bund (der Reichsstädte) 512

C.

Cabral, der Entdecker von Brasilien 545
Calecuter, ihre Sitten 543
Carl, (der fünfte) Beyträge zu dessen Geschichte 226
Carl (der zwölfte, König von Schweden) sein Charakter 295
Carrach (Johann Tobias) seine Verdienste werden gerühmt 596
Caßel (Johann Philipp) 288
Cato (von Utica) dessen Charakter 344
Charaktere, in der Geschichte, ob man auch die Augen, Nase und Haare schildern solle? 240
Churfürsten, können der Wahl beywohnen, wenn sie auch noch nicht belehnet sind 155
Cole, (Thomas) 242
Columbus (dessen Reise,) 534. Grabschrift 542
Concordienbuch 417. wie unrichtig es mit Unterzeichnung und mit den Eiden desselben hergegangen 417
Confession (helvetische) 419. deren Schicksale 420
Confession (alle) sollen nicht als Gesetze aufgedrungen werden 416
Cortes seine Reise 547
Crusius, (Christian) sein Leben, Charakter und Schriften 297-300, und 446-456
Cuba, (die Insel) Beschreibung derselben 536

D.

Degen, Abschaffung derselben 589
Deutsche, des Montesquieu Urtheil von denselben 466
Doria, (Anton) ein Geschichtschreiber, Urtheil von ihm 228
Duelle, Gedanken hierüber 204

E.

Eberhard, (Graf von Würtemberg) seine Geschichte 496. 497

Edelleute, in Calecut können Beyschläferinnen haben 544. rühren keinen gemeinen Menschen an, ebendas.
Eduard, (der erste König von Engelland) 517. sein kluges Betragen gegen die Geistlichen, 527. sein Charakter 530
Ehebruch, Ursachen warum er oft so allgemein in einem Staate ist 214
Ehegericht 587
Eide, Mißbrauch derselben 407. er wird zur Fessel des menschlichen Willens gemacht 408. Formular eines Eides der ohne Verletzung des Gewissens gehalten werden kann 410 bis 412
Eidschwüre, deren Gebrauch in weltlichen Sachen ist sehr bedenklich 207
Eiferer (Religions) oft bewegt sie Eigenliebe und Stolz, oder Trägheit der Seele, und Vorurtheil; oft ein böses Herz 359
Einförmigkeit im historischen Vortrage 235
Einheit der Geschichte 368
Enthusiasten in der Religion 254
Erziehung, freye Gedanken hiervon 218

F.

Ferdinand, König von Spanien, mit dem Beynamen der Catholische, 30. der von ihm entworfene Charakter wird beurtheilet, ebendaselbst, ein anderer Charakter von ihm 382
Franzen, 12. Dessen Geschichte der Welt und Natur, wird beurtheilet, eben daselbst
Franz, (der erste König von Frankreich,) eine Geschichte von ihm 371
Franz, (Johann George Friedrich) ein ganz thörichter Magister der sieben freyen Künste 436
Franciscus (der heilige) wirft sich nackend in den Schnee 480. hält in dieser artigen Figur eine Rede, eben d. nennt junge Hasen seine Brüder 481

Fran-

Franzose, dessen Erziehung, 187, kleidet sich gut, eben daselbst, ordnet die Schminke und Schönpflästergen an, eben d. trägt Kamm, Scheere und Pomade bey sich 188. Geht seines Gangs lustig daher 445. scheint an der leeren Erscheinung viel Vergnügen zu finden 445
Frauen, galante, drey Klassen derselben bey den Römern 170
Frauenzimmer, französisches, 183. deren Kleider, eben d. Schminke, eben daselbst. Kopfputz, 185. Erziehung 185. Bescheidenheit, eben daselbst.
Freyheitsbrief (der brittischen Nation) 528
Friedrich (der weise, Churfürst von Sachsen) schlägt die kaiserliche Krone, aus andern Ursachen, als aus Großmuth, aus 217
Frohlig 294
Fürstenerius 265, schreibt für Schüler und ist selbst noch einer 267

G.

Gaillard, Geschichte Franz des ersten 365
Galanterie, unser Zeitalter hat nicht die Ehre der Erfindung 171
Galba, ein sehr höflicher Ehemann 170
Gatterer, dessen Abriß der Universalhistorie 74
Gerichtsbarkeit in Deutschland 316
Gertrudis, Herzogin von Oesterreich, eine merkwürdige Urkunde von ihr 104
Geschichte, (vaterländische) welchen Plan soll sie haben? 231
Geschichte (allgemeine der bekannten Staaten) neunter Theil derselben, 301. Von dem Plane einer europäischen Staatengeschichte 303. Geschichte der wichtigsten deutschen Reichsgrundgesetze 312
Gesellschaft (Löwen) 512
Gesetze, wenige sind dem Charakter der Nationen angemessen 201

Gewißheit der Geschichte 15
Goebel, (Heinrich David,) 221
Gottesgelehrten, einige dieser geistlichen Herrn, sind immer fertig die Ketzerrolle mit neuen Namen zu vermehren, 243. ihr oft lächerlicher Eifer 257. Gottesgelehrte, (eifrige) halten sich berechtiget, wider diejenigen, welche nicht mit allen Sätzen der symbolischen Bücher ihrer Kirche übereinstimmen, die Waffen zu ergreifen 364. Gottesgelehrten 8000 unterschreiben das Concordienbuch, worunter aber viele Dorfpfarren und Schulmeister sind 418
Grosmogel (der) besondere Nachrichten von ihm 572
Grothaus 113
Guasco, (Abt von) vergeht sich wie David und Salomo 465. hat einundzwanzig Frauen auf dem Papier stehen, ebendas. Mitten unter seiner herumirrenden Galanterie erhält er die Preise von der Academie zu Paris, ebendas.
Guesclin (Comte de longueville) 386. Sein Charakter 387 und 393. Seine Begebenheiten 392

H.

Hagberg, Marggrafschaft 105. Marggrafen von Hagberg 106. Marggrafen von Hagberg-Sausenberg 107
Hager, bemerkt daß Neander gerne Vögel gefangen hat 6. Hager macht viele Verbückungen, 6. Hager besieht die Zueignungsschrift an die drey Hofnungsvollen Söhne des Herrn von Bila 7. Hager, ist in der Höfer Landshauptmannschaft gut bekannt 7. Hager kann seine Feder nicht niederlegen 600. Hager besicht noch einmal die Rückseite des Titels von Neanders Geographie, 600. und die Zueignungsschrift an die Herren von Bila, die am Geburtstage Christi geschrieben ist, 600. Hager bekümmert sich nicht um die Kunstrichter, die an dem Wege der Spötter sitzen 601

Hamberger, (Georg Christoph) 278. 443
Hannibal, dessen Charakter 338
Harles wird gelobt 9. Der Plan von seinen Biographien, eben das.
Hausen, 62. 290. 594
Heilmann, denkt sehr helle von der Religion 11
Heyland (der) hat keinen Religionseid vorgeschrieben 420
Herbort, ein ehrwürdiger Prediger in der Schweitz, muß in 80sten Jahre wegen seiner edeln und freymüthigen Denkungsart zu Bern ein hartes und unverdientes Schicksal erfahren 407
Herrlichkeit, (Reichsstädtische) 511
Herrmann der fünfte, Marggraf von Baaden, Geschichte desselben 103
Herrmann der sechste, Geschichte desselben 104
Hiller, schreibt das Vade mecum ab, 277. verwandelt eine Rübe in einen Rettig 278
Hispaniola, (eine Insel) Beschreibung derselben 538
Histoire de Bertrand du Guesclin 2 Tom. 386
Histoire de Etablissement de Moines Mendiants, 471
Histoire des Rois Catholiques Ferdinand et Isabelle tomes II. 26
Hobbes 197
Hofmann, (Johann Daniel) 129
Hommel, (Ferdinand August) dessen Leben, Charakter und Schriften 138-148
Hume (David) 514

J.

Java, (eine Insel) 568. Beschreibung dieser Insel eben da.
Indianer, deren Sitten 505

K.

Kaiser, (römischer) ob er ein regierender Herr seyn müsse? 154

Kanzleystyl, (asiatischer) 574
Kenner des Alterthums, Charakter derselben 123
Kießling (Johann Rudolph) 256
Kirchenlied, ein frommes 115
Kirchenväter, Panegyricus auf dieselben 112
Kirchenversammlung zu Toulouse 413
Klotz, (Christian Adolph) dessen erste deutsche Schrift über das Studium des Alterthums, 121. vertheidiget das Studium des Alterthums auf eine vortrefliche Art, eben das. dessen Elogium auf den Herrn Burg, 43. Thesaurus Epistolicus Gesnerianus, 593

L.

Landvoigte in Schwaben, 304. 305
Leichenrede auf die Niederkunft der Königin Johanne, 27
Lettres (familieres du President de Montesquieu) 458
Liebhaber, die Römer untersuchten nicht seinen Verstand, sondern sein Geld 170
Lynker (von) 437
Loc-Maria, ein Marquis, macht alle diejenigen, die in der Hölle, im Fegfeuer und im Paradiese sind verdrießlich 462
Ludewig (der vierzehnte, König von Frankreich) dessen Charakter 307
Ludewig (der funfzehnte,) sein Urtheil von dem Montesquieu, 467
Luther, sein Urtheil von den Confessionen 416. behält den Eid der Religion aus Politik bey 417. Sein Catheder zu Wittenberg wird als eine Reliquie verehret, 435
Luxus, Schilderung desselben 244. wie ist derselbe zu verhindern 251

M.

Mably, (Observation sur l'histoire de France T. II. 82
Mangold (Christoph Andreas) seine Verdienste 597
Marcellus, Sohn der Octavien 177
Mascov (Johann Jacob) 293
Maximen, (in der Geschichte) 241. 275. alltägliche 384. und 316
Maximilian, (der erste, römischer Kaiser) sein Charakter 380
Mägdchen, das grönländische sieht den Mond nicht lange an, damit sie nicht von ihm geschwängert werde 34
Meinhard, (Johann Nicolaus) sein Charakter 593. sein freundschaftlicher Zwist mit dem Herrn Canonicus Gleim 592
Melanchthon 417
Mensch (der) ist in dem Stande der Natur dem Thiere ähnlich 35
Mexicaner, ihre Staatsverfassung 554
Mönchsorden, die verschiednen Arten, wie man sie angesehen hat, 473
Mönche, Ursprung derselben 474. Absicht bey ihrer Errichtung, 475. ihre Nahrung, eben das. ihr Gebet, ebend. ihre Abneigung Proselyten zu machen 476. Mönche in Occident, 476. Mönchsstand wird durch den Benedict wieder hergestellet, 476. Mönche werden Herren von liegenden Gütern, 477. sind reich, faul und verderbt, ebendas. werden unabhängig von dem Staate und den Bischöfen, 477. mißbrauchen die Wissenschaften zu ihren besondern Absichten 478. Mönchsorden, (vom h. Dominicus) 479. Ihr Hauptgeschäfte ist Ketzer zu bekehren, — und zwar durch Scheiterhaufen 480. Vorrechte der Mönche, 483. Mönche führen ein wollüstiges Leben, 485. ihre Streitigkeiten mit der Universität zu

Paris 486. lehren das ewige Evangelium 487.
Mönche, (Bettel) ihre Gottlosigkeiten, 490
Montague (Lady) 444
Montesquieu, 457.
Montezuma, König der Mexicaner, sein Charakter 551. beschämt viele Christen mit seinen edlen Gesinnungen gegen alle Religionen 552
Selbst-Mord, Gedanken über denselben 214
Moser (Johann Jacob) 149
Moses (Mendels Sohn) 274

N.

Nettelbla (von) 268

O.

Octavia, ihr Charakter, 168
Oesterreich, Ursprung dieses Hauses 92. dessen Priuilegium de non appellando 164. muß nach dem Beyspiele anderer Reichsstände das Ansehen der Reichsvicarien erkennen 165
Oetter, sein Buch von den Ministerialibus imperii 1
Orthodoxie, deckt eine Menge von Sünden zu 560
Otto der erste, dessen Charakter 68. verdient nicht den Beynamen, der Grosse, ebendas. wird von dem Herrn Schröckh vertheidiget 347. Anmerkung hierüber, ebendas.

P.

Paria, (eine Insel) Beschreibung derselben 546
Paris, ein grosser Theil verdienter Leute geht daselbst zu Fusse, und Taugenichts sitzen in Carossen 461
Patcul, (Arnold von) wird vertheidiget, 294
Paulus (der Apostel) wird mit einem Prediger verglichen 262
Pizarr, 557
Plan einer allgemeinen Weltgeschichte 13

Predi-

Prediger, (einige sächsische) Urtheil von denselben 435
Predigt, (eine) unter dem Titel: Erfurt gedenke dran 258
Premier-Minister, Schilderung derselben nach dem Schwift 40
Protestanten (einige) verketzern sich untereinander, und wollen ein neues Pabstthum einführen 361. sprechen in dem sectirischen Geiste: ich bin lutherisch u. s. w. 361

Q.

R.

Rambach, (Johann Jacob) 285. 599
Ranft verkauft Makulatur, 9. Ranft versteht die Chiromantie sehr gut, eben daselbst
Ranft, der Faßmann unserer Tage, 368
Raphael, Maler, Urtheil von ihm 162
Saint Real (Abt von) 166
Reden, academische des Schmaußens sind fehlerhaft 155
Recht, (das) Vebrechen zu bestrafen, liegt in der Natur des menschlichen Herzens 199
Reflexions sur les affaires des dissidens en Pologne 601
Reformatoren, man soll nicht blind auf ihre Worte schwören, und sie nicht vergöttern 362
Reformation (die) hat in Ansehung des Gewissenszwangs noch viele Vorurtheile übrig gelassen 415
Regierungen, (die) ihr Ursprung und Rechtmässigkeit liegt in der menschlichen Natur selbst 38. in den Leidenschaften der Menschen, 197
Reichsstände, (evangelische,) können die Kaiserwürde erhalten 155
Religionseid, die Kirche hat mit demselben Könige und Fürsten unter das Joch gebracht 412
Religionsverfassung (beschworne) scheint das Wachsthum in der Erkenntniß als etwas schädliches zu fürchten 420

Religionseifer, der falsche, 355. Quellen desselben, 357
Republicken, Ursprung derselben 39
Richelieu, Urtheil von ihm, 40
Riedel (Friederich Just) schreibt eine vortrefliche Biographie 591
Riegger (Joh. Anton) 111
Roth, (ein unverschämter Jesuit) plagt den sterbenden Montesquieu, 468
Rousseau 35, wird von den Menschen verfolgt, die er aufzuklären sucht, 218

S.

S. Salvador (eine Insel) deren Beschreibung 534
Sardinien, Schicksale desselben unter den Römern 126. unter den Gothen eben das. unter den Sarazenen eben das.
Sattler, (Christian Friedrich) 493
Sauerbrey, ein Priester in Erfurt betrinkt sich bey der Tafel des Grafens von Boineburg 259
Schlacht bey Pultawa verschaft Siberien Handwerker, 36
Schlegel, (Rector in Heilbronnen) wird gerühmt 301
Schott (August Friedrich) 438
Schöne Geschlecht 33. Nach der Meinung der Iroquisen ist es durch das Bärenschmalz aus dem Himmel gelockt worden, eben das.
Schöpflin, (Daniel) dessen Historia Zaringo Badensis, 91
Schreibart, die historische, 372. 375
Schröckh, (Johann Matthias) dessen Biographien werden beurtheilet 327
Schlegelgesellschaft (in Schwaben) 510
Schullehrer, Originalzug in ihrem Charakter 298
Schumacher wird gelobt 288
Schwift, vergleicht die verschiednen kirchlichen Meinungen der Christen, mit dem Testament eines Vaters 364
Seger, (Joh. Theoph.) 116
Selchow, (von Johann Heinr. Christian) 78. 598
Sitten des römischen Frauenzimmers 169

Smollet, 180. zanket sich mit Mägden und Bedienten 181
Soldatenstand, eine übertriebene Schilderung desselben 579
Staatsgebäude (neues) 576
Staatsrecht, (deutsches) 79
Steebb (Johann Gottlieb) hat ein schönes Buch von dem Zustande der ungesitteten und gesitteten Völker geschrieben, 31. besitzt eine gute Kenntniß von der practischen Philosophie, und von den Sitten der Nationen 41. besitzt eine edle Liebe zur Wahrheit 42
Strafen, (grausame) 211
Streit wegen einiger Kirchenlieder 257
Symbolische Bücher, Urtheil von denselben 363

T.

Targe, 533
Tartarn, ihre Arzeney 33
Thoulouse, daselbst ist man eben so schwärmerisch in der Religion, als in der Politik 461
Titel, welche das churfürstliche Collegium dem Kaiser giebt 159
Tlascalaner (die) ihre Sitten 550
Todesstrafe, ob sie abgeschaft werden soll? 212
Tortur, Gedanken über dieselbe 207

U.

Uhland (Lud. Joseph.) 440
Ulrich (der zweyte) Graf von Würtemberg, s. Geschichte 495
Ulrich (der vierte) Graf von Würtemberg 505
Ungerechtigkeiten, die Quellen derselben, 216
Unglaube, 252. Thorheit der Ungläubigen 253

V.

Verbindung der historischen Begebenheiten, 15. nach den Triebfedern und Ursachen 369
Verbrechen, der wahre Maaßstaab derselben, 202. Eintheilung der Verbrechen 205. Wie man ihnen zuvor kommen solle 217
Versuch über wichtige Wahrheiten zur Glückseligkeit der Menschen 406

Vertrag der beyden Linien des Hauses Baaden 109
Vicariatsstreit zwischen Pfalz und Bayern 160-163.
Vorurtheile der Nationen bey den Verbrechen und Strafen, 197

W.

Wagenaar, (Jan) 230. Beurtheilung seiner Geschichte von Holland 231. Der Plan derselben wird nicht gebilliget, 233. beschreibt goldne und silberne Schachteln, 234. redet von vier Zipfeln des Leichentuches 234. und 235. von einem Schlafrocke von silbernem Mohre 235
Wahlcapitulation, vom Ursprunge derselben, 223
Wahlfreyheit in Deutschland, in wiefern mit derselben die Empfehlung eines Prinzen zur Kaiserwürde bestehen kann 151
Weidlich (Christoph) wird gelobt 280
Wilhelm (der vierte Prinz von Oranien) dessen Charakter, 263
Wilke, (David Gottfr. Egidius) 118. ein grosser Staatsmann 119. trägt lauter neue Wahrheiten vor, eben daselbst. Wilke hat zuerst bewiesen, daß ein Fürst für die Wohlfahrt seiner Unterthanen sorgen solle 119. schreibt den Hume ab, den er nicht einmal versteht, 120. schreibt schön Latein, das aber nicht übersetzt werden kann 120
Wissenschaften, welche die Geschichte erfodert 17. schöne Wissenschaften, das schwesterliche Band derselben mit den Künsten 124

Z.

Zähringen, (Herzoge von) ihre Rechte und Vorzüge 99 und 100
Zusätze (zu des Herrn von Blainville Reisebeschreibung) 422

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hausen, Carl Renatus, 1740-1805

Carl Renatus Hausens Allgemeine Bibliothek der Geschichte und der einheimischen Rechte in Deutschland

Bd.: 1,4.

Halle (1768)

Germ.g. 180-1,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10477273-1
VD18 90062671